

Ethnographisches Museum Schloß Kittsee

Statuen der Vergänglichkeit

Volkskunst ungarischer Dorffriedhöfe
Eine Fotoausstellung von Dr. Ernő Kunt



Eingangstor zum griechisch-katholischen Friedhof in Hajduböszörmény (ungarische Tiefebene) 1982

Eine Fotoausstellung von Dr. Ernő Kunt

Statuen der Vergänglichkeit

Volkskunst ungarischer Dorffriedhöfe

Ethnographisches Museum Schloß Kittsee

Medieninhaber und Herausgeber:
Ethnographisches Museum Schloß Kittsee
A-2421 Kittsee
Direktion: Dr. Klaus Beitzl

Planung und Gestaltung der Ausstellung:
cand. phil. Dr. Ernő Kunt und Dr. Mária Nyikes
Plakat und Katalog: cand. phil. Dr. Ernő Kunt

Umschlagbild:
Speerhölzer auf dem evangelischen Friedhof
zu Erdőfüle (Siebenbürgen)
Rückseite:
Grabkreuz im katholischen Friedhof zu
Karancsság (Komitat Nógrad)

Hersteller: Horvath-Druck
7100 Neusiedl am See, Hauptplatz 34

ISBN 3-900359-23-0

INHALT

5	Zum Geleit
6	Die letzte Verwandlung - Ein Photoessay
18	Über die Volkskunst ungarischer Dorffriedhöfe
19	Das Dorf als Einheit von Lebendigen und Toten
24	Das Dorf der Gestorbenen - die Grabzeichen
29	Ergänzende Zeichen
32	Grabmal und Aberglaube
33	Die Grabmalschnitzer und ihre Kunst
36	Die Wandlung der Friedhofskultur
39	Literatur
42	Grabkreuze - Ein Portfolio
60	Grabhölzer - Ein Portfolio
79	Der Autor über sich selbst



*Detail eines kronenförmigen Grabholzes, mit tulpenförmigen Hölzern umzäunt
(Szőlőszardó, Nordostungarn) 1975*

ZUM GELEIT

Das Grabmal ist nichts anderes als das in Form gefaßte Todeserlebnis unseres Volkes. All das, was dieses Volk über den Tod, die Toten und das Jenseits weiß und fühlt, vereinigen diese Formen in sich. Diese Statuen an der Grenze des Seins und Nichtseins sind Denkmäler der dahingehenden Zeit. In der Anziehung des jenseitigen Seins abgeklärte, poetisch gewordene Abstraktionen. Die rationellen Realitäten überragend, strahlen sie eine sinnliche Realität aus. Wie jedes echte Kunstwerk führen sie zu einer abstrakten, mythischen Realität. Ihre perfekte, kompakte Form ist die Vergegenständlichung von Ausdruck und symbolischer Bedeutung.

Aber die Grabmale erfüllen nicht nur den Zweck, das Andenken der Verstorbenen zu bewahren. Ihre Schönheit wurzelt tiefer. Um das wahrzunehmen, müssen wir davon absehen, daß diese Säulen aus Stein oder Holz eine Bedeutung haben und uns Dinge über Menschen mitteilen. Der empfindsame Betrachter muß lernen, die Form nur als Form und nicht als Darstellung von etwas, als Erinnerung an etwas zu erleben.

Wenn wir die Grabmale der Dorffriedhöfe aus dieser Sicht betrachten, eröffnet sich für uns die eindeutig formulierte, kraftvolle und unmißverständliche Schönheit ihrer Plastik.

Die durch Generationen herangereifte Ornamentik wurzelt in der traditionellen plastischen Kultur des ungarischen Volkes. Die elementare plastische Kraft zeugt von der sicheren Begabung dieses Volkes zur Formgebung. Diese Grabmale passen sich harmonisch der nach Jahreszeiten wechselnden natürlichen Umgebung an und reihen sich reibungslos dem Vergehen der Zeit ein.

Henry Moore schreibt: „Es gibt Formen, zu denen wir uns unwillkürlich und besonders angezogen fühlen, die unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen - falls uns die Kontrolle des Bewußtseins nicht daran hindert.“

Eine solche unwillkürliche Zuneigung haben meine Fotos manifestiert.

Ernő Kunt

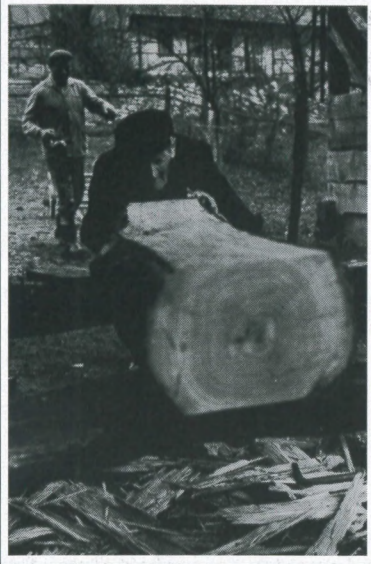
DIE LETZTE VERWANDLUNG



„Jeden Tag warte ich schon auf den Gevatter Tod“ (Csikszentdomonkos, Siebenbürgen) 1971



Klagende Frau und Kind an der Bahre (Szék, Siebenbürgen) 1972



Herstellung des Grabholzes am Hof eines verstorbenen Verwandten (Teresztenye, Nordostungarn) 1978



Die Verwandten bereiten das Grab vor (Karcs, Ostungarn) 1982



Leichenzug am Eingang des Friedhofes (Füzérradvány, Nordostungarn) 1981



„Gott gebe ihm die ewige Ruhe“



Totenschmaus auf dem Hofe des Verstorbenen (Csikszentdomonkos, Siebenbürgen)
1971



Witwer bei der Betreuung des Grabes seiner Frau (Egerszög, Nordostungarn) 1978



*Witwe bei der Betreuung des Grabes ihres Mannes am Nachmittag des 1. Novembers
(Ragály, Nordostungarn) 1978*



*Anzünden von Kerzen bei der Kreuzigungsgruppe im römisch-katholischen Friedhof
am Nachmittag des 1. Novembers (Mezőkövesd, Nordungarn) 1978*



*Kerzenanzünden am Grabe der Großeltern am Nachmittag des 1. Novembers
(Teresztenye, Nordostungarn) 1977*

ÜBER DIE VOLKSKUNST UNGARISCHER DORFFRIEDHÖFE

Die Bewohner der dichtgedrängten Wohnviertel, vorfabrizierten Betonwände kommen zur ewigen Ruhe in überdimensionierten Friedhöfen, unter vorfabrizierten Betonplatten. Am Ende unseres uniformierten Lebens steht ein uniformiertes Grabzeichen. Es gibt wohl Ausnahmen: in der Lebensführung, aber auch bei Begräbnis und Grabmal. Rilke hat ja wohl recht, wenn er in Malte Laurids Brigges Aufzeichnungen schreibt:

„Dieses ausgezeichnete Hotel ist sehr alt, schon zu König Chlodwigs Zeiten starb man darin in einigen Betten. Jetzt wird in 559 Betten gestorben. Natürlich fabrikmäßig. Bei so enormer Produktion ist der einzelne Tod nicht so gut ausgeführt, aber darauf kommt es auch nicht an. Die Masse macht es. Wer gibt heute noch etwas für einen gut ausgearbeiteten Tod? Niemand. Sogar die Reichen, die es sich doch leisten könnten, ausführlich zu sterben, fangen an, nachlässig und gleichgültig zu werden; der Wunsch, einen eigenen Tod zu haben, wird immer seltener. Eine Weile noch, und er wird ebenso selten sein wie ein eigenes Leben. Gott, da ist alles da. Man kommt, man findet ein Leben, fertig, man hat es nur anzuziehen. Man will gehen, oder man ist dazu gezwungen: nun, keine Anstrengung: Voilà votre mort, monsieur. Man stirbt, wie es gerade kommt; man stirbt den Tod, der zu der Krankheit gehört, die man hat (denn seit man alle Krankheiten kennt, weiß man auch, daß die verschiedenen letalen Abschlüsse zu den Krankheiten gehören und nicht zu den Menschen; und der Kranke hat sozusagen nichts zu tun).“

Man kann gar nicht so leicht sein eigenes Leben haben, ebensowenig wie seinen eigenen individuellen Tod. Das spiegelt sich auch im Gesamtbild der Friedhöfe wider, wie selten ist etwa Holz als Grabzeichenmaterial zu finden. Alles wird durch das hektische Streben nach Ewigkeit beherrscht. Was man in seinem Leben nicht erreichen konnte, möchte man durch ein solides Grabzeichen ersetzen. Um so mehr, als das Errichten eines solchen Grabmales den Weiterlebenden Auskunft über Prestige und Rang des Verstorbenen geben kann.

Man kann darüber nur etwas übertrieben und einseitig schreiben: übertrieben und einseitig, denn man hat wenige Möglichkeiten, seine Meinung zu diesem Thema in offenen Gesprächen im Familienkreis oder unter Freunden korrigieren zu lassen. Wir sind nämlich einseitig und übertrieben auf den Genuß des Lebens eingestellt, wobei das Sterben, der Tod und dementsprechend auch der Friedhof als Tabu gelten. Dies war aber nicht immer so und sollte auch nicht unbedingt so bleiben. Schauen wir uns ein Beispiel an.

Schauen wir die Grabzeichen der traditionellen ungarischen dörflichen Friedhöfe an.

Die dörflichen Friedhöfe waren - wie überall im christlichen Europa - vom Mittelalter bis etwa zum 18./19. Jahrhundert um die Kirche herum zu finden. Später, als die Siedlungen größer wurden, wählte man das Gelände am Rande der Dörfer. Bevorzugt waren kleine Hügel, Bergabhänge, im Gebiet der Großen Ungarischen Tiefebene auch Erhöhungen des Bodens, ebenso Gebiete, durch ein fließendes Gewässer vom bewohnten Dorf getrennt. Es entsprach traditionellen Vorstellungen, wonach die „Alten“, also die verstorbenen Ahnen, aus ihren oberhalb der Siedlungen gelegenen Gräbern die Lebenden beobachten, ob sie die alten Sitten wohl noch befolgten, zumal die Geister der Toten Wasser nicht überschreiten konnten.

Das Dorf als Einheit von Lebenden und Toten

Der Friedhof aber ist einzigartig in seiner Art.

Er liegt auf einem so steilen Berg,
daß man den Toten, besonders bei matschigem
Wetter, mit einem Strick hochziehen muß.

Hu, was werden die Armen für *Salti mortali*
produzieren müssen, um an ihren
Bestimmungsort zu gelangen, wenn einmal
die Auferstehungstrompete ertönt.

*(Aus: Rebell oder Revolutionär.
Petöfi im Spiegel seiner Tagebuchaufzeichnungen...
Budapest 1973, S. 71)*

Betrachten wir die ungarischen Dörfer und Landstädte, so können wir feststellen, daß zu jeder größeren Siedlung notwendigerweise ein Gelände gehört, auf dem die Toten beerdigt werden. In bestimmten Fällen haben auch die Bewohner der Einzelgehöfte, jener typisch ungarischen Streusiedlungen in der weiten Flur der Marktflecken der Ungarischen Tiefebene, für ihre Toten kleine Friedhöfe angelegt, zumeist nur aus wenigen Gräbern bestehend. Heutzutage gibt es nur noch wenige ungarische Dorffriedhöfe, die seit Jahrhunderten auf nahezu ein und demselben Gebiet liegen. Weit aus zahlreicher sind jene Friedhöfe, die im Laufe der letzten eineinhalb bis zwei Jahrhunderte

geschaffen wurden. Interessante Beispiele für Friedhöfe, die seit dem Mittelalter unverändert an ein und demselben Ort bestehen, sind der reformierte Friedhof in Telkibánya (Komitat Borsod-Abauj-Zemplén) und der Kirchhof in der Gemarkung von Csikszenttamás in der Flur von Égettszer. In beiden Orten haben sich im Laufe der Zeit die Wohngebiete allmählich von der einst im Mittelpunkt des Dorfes stehenden Kirche bzw. dem Kirchhof hinweg verlagert.

In einzelnen Gemeinden bestehen zu verschiedenen Zeiten angelegte Friedhöfe, von denen die neuesten als Begräbnisstätten genutzt werden, die älteren hingegen nur noch der Totenverehrung dienen.

Die Größe des Friedhofgeländes hängt von der Einwohnerzahl des betreffenden Ortes ab, die Anzahl der Friedhöfe und deren innere Aufteilung jedoch vom sozialen Stand und der Konfession der Verstorbenen, den Gesichtspunkten, nach denen sich die Friedhöfe traditionell untergliederten. So wurden z.B. in Balavásár die Armen bis 1846 auf einem separaten Friedhof bestattet.

Die konfessionellen Friedhöfe sind im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts infolge der sich im ganzen Lande vollziehenden spontanen Bauernwanderungen oder zentraler Ansiedlungsaktionen entstanden. So waren die Altansässigen und die Neusiedler häufig unterschiedlicher Religion, zum Beispiel Katholiken und Reformierte. Diese Tatsache ist charakteristisch für das Bild der ungarischen Dörfer; sie haben zwei Kirchen und zwei Friedhöfe. In Hódmezővásárhely besaßen Anfang des Jahrhunderts die Reformierten drei Friedhöfe - Dilinka, Arany, Kincses -, die Katholiken und die Juden nur je einen.

Mit den konfessionellen Unterschieden ging in den von mehreren Nationalitäten bewohnten Dörfern oft auch die Trennung nach der Nationalitätenzugehörigkeit einher. In Szék zum Beispiel benutzen die der reformierten Kirche angehörenden alteingesessenen Ungarn die ausgedehnte Begräbnisstätte des Friedhofshanges (Temetőódal). Die der Sekte der Sabbatarier angehörenden Ungarn wiederum lassen sich in der Nachbarschaft dieses Friedhofs der reformierten Gemeinde, aber separat begraben, während griechisch-orthodoxe rumänische Einwohner des Dorfes und einige Zigeunerfamilien ihre Angehörigen auf einem abgesonderten Gelände, dem Friedhof der Walachen in Felszeg, neben der griechisch-orthodoxen Kirche, beerdigen. - Die in größeren Dörfern oder Marktflecken lebenden Juden hatten mit Mauern umgebene abgesonderte Friedhöfe. Die in den kleineren Dörfern nicht so zahlreichen jüdischen Familien besaßen ebenfalls separate Grabstätten, die jedoch in der Nachbarschaft der örtlichen Friedhöfe lagen.

Neue Friedhöfe durften sich auch die aus anderen Dörfern in größerer Zahl angesiedelten Familien oder die Bewohner der verschiedenen Ortsteile der dichter bevölkerten Dörfer und Marktflecken schaffen. So verfügten zum Beispiel die in Karcag (Komitat Szolnok), die aus Asszonyszállás, Ködszállás, Magyarszállás, Bolcsa und Orgondaszentmiklós angesiedelten Einwohner über einen eigenen Friedhof. In Kunmadaras (Komitat Szolnok) lebten die Einwohner in vier Dorfteilen, sogenannten Zehnteln, dementsprechend legten sie vier Friedhöfe an: für Madaras, Fábiánka, Kápolnás und für die Ende des 18. Jahrhunderts gegründete Ujváros (Neustadt).

Außerdem gibt es noch - vor allem in Dörfern mit größerer Bevölkerungszahl - die Katastrophenfriedhöfe, wie die für die Toten der verheerenden Cholera-epidemie von 1831 oder die Heldenfriedhöfe für die Kriegsoffer.

Außer den Gemeindefriedhöfen finden wir in den ungarischen Dörfern Begräbnisstätten einzelner Familien; mitunter haben auch Privatpersonen auf ihrem Grund und Boden einen Begräbnisplatz angelegt, obgleich das gesetzlich nicht gestattet ist. Dieser Brauch ist vor allem dort zu beobachten, wo die Familiengehöfte an die Friedhöfe grenzen. In Kelemér (Komitat Borsod-Abauj-Zemplén) und in Nagykend (Siebenbürgen) ruhen die verstorbenen Grundbesitzer in der Nähe des Friedhofs in ihrem Garten. In Gömörszólós (Komitat Borsod-Abauj-Zemplén) ließ eine Familie bis in die fünfziger Jahre ihre Angehörigen in der Nähe des Friedhofs, außerhalb des Dorfes, auf dem ihr gehörenden Acker begraben.

Erwähnt werden müssen noch die Gelegenheitsfriedhöfe in der Tiefebene, besonders in Kleinkumanien mit seinen weit verstreuten Einzelgehöften, auf denen die Bewohner der Gehöfte - die für die Totenbestattung gewöhnlich einen der am nächsten gelegenen Stadtfriedhöfe benutzen - in außerordentlichen Fällen ihre Verstorbenen beisetzen. „Vor zwanzig Jahren hatte dieses Volk noch keinen Priester, keinen Kantor, nicht einmal einen ordentlichen Friedhof“, schrieb der Schriftsteller István Tömörkény im Jahre 1905. „Wer seinen Toten begraben wollte, mußte ihn zu einem Stadtfriedhof befördern. Wer dies nicht tun konnte, begrub den Toten draußen ohne Priester und ohne Friedhof“.

Nach einem Unfall oder einem Mord wurde das Opfer gewöhnlich innerhalb der Gemarkung der Siedlung in der Nähe des Schauplatzes begraben. Kein Zeichen weist heute mehr auf solche Gräber hin, nur die Erinnerung bewahrt das Geschehene. In Egerszög (Komitat Borsod-Abauj-Zemplén), innerhalb der Gemarkung des Dorfes, weist z.B. noch die Ortsbezeichnung Urak-sirja (Herrenggrab) auf das Grab eines Mordopfers hin.

Das Gedenken an Verunglückte und unbekannten Orts Verstorbene halten -

besonders in Siebenbürgen und in Westungarn - mehrere Kreuze am Straßenrand wach.

Unter einem Kreuz am Wegrand wurden auch die totgeborenen Kinder beerdigt. Diesbezügliche Angaben sind aus Oberungarn und aus Westungarn überliefert. In der Nähe von Mezőkövesd (Komitat Borsod-Abauj-Zemplén) gibt es ein solches Kreuz mit dem Namen *bábák keresztje* (Kreuz der Hebammen).

Wie in ganz Europa haben auch in Ungarn die Bestattungen an der Grenzlinie zwischen zwei Dörfern ihre Tradition. Zahlreiche von Aberglauben umrankte Vorstellungen beziehen sich auf die Exterritorialität dieses Grenzlandes und die hier begrabenen Toten. Nach der Überlieferung des Volkes herrschen an dieser Gemarkungsgrenze die bösen, schädlichen Kräfte. Manchmal wurden an diesen Plätzen die Todesurteile vollstreckt, damit der rachsüchtige Geist des Opfers die Nachbargemeinden nicht störte. Anderswo wurden hier die Leichen derer begraben, die plötzlich eines gewaltsamen Todes gestorben waren, auch die Frühgeburten und die ungetauften Kinder.

Die Erinnerung an die im Krieg, fern der Heimat gefallenen Toten bewahrt ein auf Kosten der Gemeinde, im Zentrum der Siedlung oder in der Nähe des Friedhofs errichtetes Denkmal. Die Namen dieser Toten wurden häufig jedoch auch in den Stein auf dem Familiengrab eingemeißelt. (In vielen Orten, z.B. in Egerszög, steht das Denkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkrieges auf dem Kirchhof.) Die Tschangos im Komitat Brassó vergruben die Kleider der im Krieg in der Fremde Verstorbenen auf dem dem Dorf am nächsten gelegenen Hügel oder hängten sie an einen dort stehenden Baum. Diesen Brauch befolgten sie auch noch zur Zeit des Ersten Weltkrieges. Waren die Kleider von den Ästen der Bäume verschwunden, dann hatte dem Volksglauben nach der Tote seine Ruhe gefunden und würde nicht mehr zurückkehren.

Die zur Beerdigung bestimmten Orte oder die Einzelgräber sind im allgemeinen von den Wohngebieten sorgfältig abgegrenzt. Die Ruhestätten der Toten bilden so einen organischen, aber eigenständigen Teil der Siedlungsstruktur. Dementsprechend sind die meisten Dorffriedhöfe durch eine spezifische Geländegestaltung oder andere natürliche Grenzen zumindest teilweise von den Wohngebieten der Siedlung getrennt.

In den von Ungarn bewohnten Gegenden wählte man im allgemeinen als Bestattungsort möglichst ein höher gelegenes Gelände der Siedlung. Das ist in Oberungarn, in Siebenbürgen und in den Dörfern des westungarischen Hügellandes der Fall. Dasselbe aber können wir auch in der Ungarischen Tiefebene beobachten, in der gewöhnlich selbst kleinste Erhebungen dafür bestimmt wurden. Im Bodrogeköz, in den Dörfern des einstigen Überschwem-

mungsgebietes von Theiß und Drau, liegen die Ruhestätten der Toten auf den vom Wasser einigermaßen geschützten Sandhügeln. Nach Auffassung der Einheimischen muß man die Toten an einem trockenen Ort sicher begraben, da „der Lebende entfliehen kann, wenn das Hochwasser kommt, der Tote aber nicht“ (Zemplénagárd). Den Friedhof kann auch irgendein Wasserlauf vom bewohnten Gebiet des Dorfes trennen. Diese erfahrungsgemäße Tatsache wird durch das ambivalente Verhältnis der Lebenden zu den Toten erklärt, demzufolge sie den Friedhof in der Nähe ihrer Wohnstätten haben möchten, zugleich aber auf absolute Trennung vom Tod bedacht sind. Die Gegenüberstellung von Diesseits und Jenseits zeigt sich so auch in der Gegenüberstellung des Dorfes der Lebenden und des Dorfes der Toten diesseits und jenseits des Gewässers -; den Alten Friedhof von Szőlőszárd (Komitat Borsod-Abauj-Zemplén) zum Beispiel trennt der Bach Rét vom Dorf. In Kunmadaras ist im Kirchenbuch vermerkt, daß der Oktalan Friedhof „jenseits des Wassers“ Mitte des 18. Jahrhunderts eröffnet wurde.

Die für den Totenkult charakteristischen ambivalenten Glaubensvorstellungen betonen jedoch in anderer Sicht die traditionelle Idee der Zusammengehörigkeit von Lebenden und Toten. Von den Friedhöfen an den Berghängen heißt es: „Von dort achten die Alten (d.h. die Verstorbenen) darauf, daß das alte Gesetz (von den Lebenden) eingehalten wird“ (Teresztye, Komitat Borsod-Abauj-Zemplén). Von den meisten dieser Friedhöfe ist das ganze Dorf gut zu übersehen, auch die Gräber und Grabmäler sind so angeordnet, daß sie auf die Siedlung „schauen“.

Zur Abgrenzung des Friedhofsgebietes dienten verschiedene Arten der Umfriedung. Die Kirchhöfe haben wir schon früher erwähnt. Die Friedhöfe innerhalb der Dorfflur wurden in der Regel durch die Umzäunung der benachbarten Grundstücke, durch die in die Umgebung führenden Straßen, im allgemeinen aber durch Gräben und Hecken (Akazien, Quitten, Ebereschen, Rotdorn, Flieder, Heckenrosen u.a.) von ihrer Umgebung abgegrenzt. Oft deutete nur eine schmale Öffnung den Eingang an. In den Dörfern des holzreichen Oberungarns und Siebenbürgens, wo die Holzschnitzerei große Tradition hatte, errichtete man anspruchsvoll gestaltete Friedhofstore im örtlichen Stil der Grabmäler. Während der letzten drei Jahrzehnte wurden vielerorts die Friedhöfe mit Drahtzäunen umgeben, die an Holz- oder Betonpfosten befestigt sind. Die Instandhaltung des Friedhofstores und der -umfriedung ist Aufgabe der Gemeinde und wird im Frühjahr und im Herbst vorgenommen.

Die Friedhofshecke, der Graben und das Friedhofstor können mit bedeutsamen Bräuchen und abergläubischen Handlungen verbunden sein. In Pányok (Komitat Borsod-Abauj-Zemplén) zum Beispiel warf man das in Stük-

ke zerrissene Hemd des „behexten“ Kindes - in der Hoffnung auf dessen Heilung - auf die den Friedhof umgebende Heidenrosenhecke. In den Dörfern der Palotzen pflegt man das Stroh des Totenbettes, hidegágy (kaltes Bett) genannt, im Friedhofsgraben zu verbrennen. Den im Friedhofsgraben gepflückten Pflanzen wird in ganz Siebenbürgen Heilkraft zugeschrieben. Das Friedhofstor ist beim Begräbnis ein wichtiger Ort, an dem der Leichenzug gewöhnlich haltmacht. Der Sarg wird hier auf den Boden gestellt und der Tote gleichsam „begrüßt“. In Hajdunánás (Komitat Hajdu-Bihar) hielt man mit dem Toten am Friedhofstor inne, weil er dem Volksglauben zufolge in diesem Augenblick von dem vor ihm Verstorbenen die Friedhofswache übernahm, von nun an wartete er am Tor, bis der nächste Tote ihn ablöste. In den Dörfern des Aggteleker Karsts zum Beispiel werden vor dem Leichenschmaus alle Teilnehmer des Begräbnisses am Friedhofstor mit Brot und Wein bewirtet. - Über die rationalen Erwägungen hinaus spielen diese Glaubensvorstellungen, die individuellen und gemeinschaftlichen Bräuche eine wesentliche Rolle bei der Formung des gemeinsamen ästhetischen Anspruchs eines Gebietes. Dieser ästhetische Anspruch bestimmt das charakteristische äußere Bild der einzelnen Dorffriedhöfe.

Das Dorf der Gestorbenen - die Grabzeichen

Stand das Tor des Friedhofs offen,
Hab ich Mädchen dort getroffen.
Lauter Tordonaerinnen,
Blumen pflückten sie herinnen.

Pflückten sie ab von meinem Grabe,
Pflückt, solange ich Blumen habe,
Nur die weiße Lilie laßt,
Stört nicht, Mädchen, meine Rast.

Wer die Lilie dennoch bricht,
Lasse sie verdorren nicht.
Pflanze sie, hört meine Bitte,
Ein in meines Grabes Mitte.

Tardonaer Volkslied

Die ungarischen Dorffriedhöfe schätzen ihrer Bestimmung entsprechend die Ungestörtheit der Gräber und sind Orte der Totenverehrung, sie sind aber auch den Lebenden von Nutzen.

Die Friedhöfe selbst waren meistens mit einem Graben und einem dichten Zaun von Fliedersträuchen, Obstbäumen, häufig auch von Hagebutten umgeben. Von letzteren glaubte man, daß ihre Abwehrkraft die bösen Geister mancher Verstorbener von den Lebenden abhalte. Auf dem Friedhof sind im allgemeinen Obstbäume zu finden. Er ist damit nämlich nicht nur Ruhestätte der früher Lebendigen, sondern sein Ertrag gehört dem Priester, dem Dorflehrer oder dem Pfleger des Friedhofes. Auf den Gräbern verstorbener Jugendlicher wird ein Obstbaum als Grabzeichen oder neben ein solches gepflanzt. Nutzbäume und Grabmäler aus Holz haben auch sonst eine tiefere Verbindung: bei der Geburt eines Kindes wird im Garten ein Pflänzling gesetzt. Der Baum wird dann aufmerksam gehütet, da er als ein alter ego des Kindes und später auch des Erwachsenen betrachtet wird. Wenn der Betreffende stirbt, wird aus diesem Baum sein Grabzeichen verfertigt.

Auf dörflichen Gräbern findet man in der Mehrzahl hölzerne Grabmale. Nur die Gutsherren oder reichere Bauernfamilien können steinerne Ehrenmale für ihre Angehörigen aufstellen lassen. Steinerne Grabzeichen sind vorwiegend in jenen Gebieten zu finden, wo es geeignetes Steinmaterial gibt, das die Bauern für den eigenen Bedarf unter anderem auch für Grabmäler - bearbeiten.

In den ungarischen Dörfern leben seit der Verbreitung des Protestantismus und dem Ende der türkischen Besetzung, nach der sich eine intensive Migration im Lande vollzog, Angehörige mehrerer Konfessionen. Neben den Römisch-Katholischen und den wenigen Griechisch-Katholischen gibt es auch Calvinisten und Evangelische. Seit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert zogen auch Juden in größerer Zahl aus dem Osten und Nordosten nach Ungarn. Viele von ihnen siedelten sich in Dörfern an, wo sie entweder eigene Friedhöfe oder Teile des Dorffriedhofes zugeteilt erhielten. In kleineren Dörfern gab es nur einen Friedhof für die verschiedenen Konfessionen. Unterschiedliche Grabzeichen, deren Formen von weitem gut zu erkennen und zu unterscheiden waren, wiesen darauf hin, welcher Konfession der Verstorbene angehörte.

Römische und Griechische Katholiken stellten Kreuze auf, die Griechisch-Orthodoxen hin und wieder das griechische Kreuz, während die Protestanten Grabsteine in Form einer Säule oder Tafel oder Grabhölzer, ung. kopjafa, gombfa bevorzugten und die Gräber der Juden an Grabsteinen und Grabmälern zu erkennen waren.

Innerhalb dieser Klassifizierung gab es weitere Formabweichungen, je nachdem, um welches Ausgangsmaterial (Holz, Stein oder Eisen) es sich handelte. Ebenso gab es Varianten nach Dörfern, ethnographischen Grup-

pen und Landschaften. Die meisten Varianten sind bei den Grabmälern der Protestanten zu beobachten.

Für den gläubigen Katholiken ist das Kreuz auf dem Friedhof in seiner vielschichtigen Bedeutung das Symbol des Todes und der Auferstehung Christi. Im Zeichen der Friedhofskreuze spiegelt sich der Glaube an das Leiden und Sterben des Gottessohnes, der damit die Gläubigen erlöst hat. Die gläubigen Bauern werden durch die Grabkreuze auf dem Friedhof nicht nur darauf aufmerksam gemacht, daß sie das Kreuz des Lebens geduldig tragen sollen und daß der Tod unwiderruflich ist, sondern auch auf die Auferstehung, wodurch ihnen Hoffnung gegenüber der Vergänglichkeit gegeben wird. Diese Bedeutung des Kreuzes wird auf den Friedhöfen durch Kirchen, Kapellen, Kalvarienberge und Kruzifixe verstärkt. Das Kreuz ist aber gleichzeitig auch ein programmiertes magisches Zeichen, das im Volksglauben eine Rolle besonderer Wirksamkeit inne hat, da es das Übel und das Böse vertreibt und als solches auf den Friedhöfen und Gräbern unentbehrlich für die Abwehr der bösen Absichten, die überirdische Wesen nach dem Volksglauben oft haben.

Wir finden auf unseren Friedhöfen oft Grabmäler in anderer als der Kreuzform, etwa auf den Gräbern von Calvinisten und Lutheranern. Der Brauch der Aufstellung dieser Grabmäler nahm einen großen Aufschwung mit der Verbreitung der Reformation im 16. Jahrhundert. Diejenigen, die zum neuen Glauben übertraten, wollten sich auch in den Zeichen ihrer Gräber von den Katholiken unterscheiden, und man kann wirklich auf den ersten Blick die geschlossene Form ihrer Grabmäler im Gegensatz zur offenen Gestalt des Kreuzes wahrnehmen. Während die verschiedenen Formen des Kreuzes auf dem Grabhügel und dem Friedhof den Zeichencharakter betonen, steht bei den Grabmälern der Protestanten die Raumwirkung im Vordergrund, die eine kraftvollere ästhetische Fülle hervorruft. Der Formenreichtum und die große Zahl der Varianten ermöglichen dadurch, daß sie nicht ein einziges Zeichen darstellen müssen, den Geschmack der Gemeinschaft in der Gestaltung der Formen auszudrücken, wofür sich besonders bei Holz viele Möglichkeiten ergeben.

Die Gestaltungsmöglichkeiten der Grabhölzer werden durch den Baumstamm als Ausgangsform und durch die Bearbeitungsweise bestimmt. Aus diesen Möglichkeiten entstand eine außerordentliche Vielfalt an Varianten. Jedes Dorf hat seine eigenen spezifischen Formen beziehungsweise Formvarianten, die sich zwar von den Friedhofsgrabhölzern der benachbarten Siedlungen augenfällig unterscheiden, aber auch gleichzeitig solche Formmerkmale zeigen, auf Grund derer sie spezifischen Typen der regionalen Einheiten zugeordnet werden können.

Die Zierelemente der Grabhölzer werden heute allgemein nur als Zierart, Verzierung, Zierde (cífraság, dísz, ékesség) bezeichnet. Wir müssen aber annehmen, daß sich diese Verzierungen nicht zum Selbstzweck entwickelten, sondern eine gewisse Bedeutung trugen. Wenn man diese nämlich kannte, konnte man die Gräber der verstorbenen Angehörigen eines Dorfes voneinander unterscheiden, noch bevor die Kunst des Schreibens und Lesens in den Kreisen des Bauerntums weit verbreitet war. Diese Annahme wird verstärkt durch eine Gruppe von Grabhölzern, die einer menschlichen Gestalt ähnlich waren. So kennzeichnete eine als Tulpe bezeichnete Verzierung die Gräber von Mädchen beziehungsweise Kindern. Gábor Szinte, der die geometrischen Formmotive bei den Grabhölzern Siebenbürgens untersuchte, bezeichnet die Kugel als Symbol für die Sonne und das Leben. Dort stieß er auch auf die folgenden Zierelemente: auf Grabhölzern von Frauen das Öllicht, den Stern, die Sonne, den Mond, an denen von Männern den Speer, die Lanze, den Hakenspieß und bei Kindern Tulpe und Lilie. Dezső Malonyay schreibt in seinen Aufzeichnungen, daß das spießhakenartige Ende bei den Grabhölzern in Siebenbürgen einen Soldaten bedeutet, der Helmkamm einen Reiter, ein Grabholz mit Wappen einen Adeligen, die Kelchform einen Geistlichen und die Tulpe beziehungsweise Knospe ein junges Mädchen.

Die Bedeutung der Flachverzierungen ist beinahe völlig vergessen. Die runden Formen, die Kreise werden als Zeichen für Sonne und Leben gedeutet, ebenso die Drehrose, die wir auch in anderen Gebieten der Volkskunst kennen. Neuerdings ist die Uhr ein verbreitetes Symbol. Sie ist eine bildliche Darstellung der bekannten Redewendung: „Seine letzte Stunde hat geschlagen“. Wellen beziehungsweise Geraden haben eine untergeordnete Rolle: sie rahmen die Inschrifttafel ein und füllen die leergebliebenen Teile aus. Wellenlinien findet man in Kisújszállás, Abádszalók und Kenderes bei Grabhölzern für Männer, man bezeichnet sie als „Schlangen“. Der Baum und die aus einem Topf herauswachsende Blume werden als Symbole des Lebens betrachtet, in anderen Gebieten der Folklore werden diese Motive „Lebensbaum (ung. életfa)“ genannt. Die Darstellung der Trauerweide könnte eine unter städtischem Einfluß entstandene Variante des Lebensbaummotivs sein und bedeutet Trauer. Auch das Zeichen der Axt und des Beils gilt als Todessymbol. Als häufigstes Pflanzensymbol wird in Transdanubien und im ehemaligen Oberungarn (Felvidék) das Eichenblatt auf das Grabmal von Männern geschnitzt. In Kunság (Kumanien) ergänzt eine Vogelgestalt die Pflanzenverzierung. Es ist möglich, daß hier die gängigen Motive der Volkskunst übernommen wurden, der Vogel kann aber auch als Symbol der Seele auf das Grabmal geraten sein. Die Darstellungen der Knospe, der abgebrochenen Knospe und der blühenden Blume sind konsequent auf Grabmälern

von Kindern zu beobachten, etwa als Bildzeichen der Redewendung „er ist in der Blüte seines Lebens gestorben“. Das Herz als Zeichen des Schmerzes und der Liebe ist vorwiegend auf Grabmälern von Frauen zu finden.

Alle Grabholztypen gab es auch in verschiedenen gefärbten Varianten. Aufzeichnungen berichten von den Farben gelb, rot, grün, blau, braun und schwarz. In unseren Tagen werden die Grabhölzer, nachdem sie gefärbt wurden, mit Pech oder Ölfarbe schwarz gestrichen oder angekohlnt. Aus dem Kunság ist eine Aufzeichnung erhalten, wonach das Grabmal mit der zermörserten Leber des Tieres eingestrichen wurde, das man zum Totenmahl geschlachtet hatte. Die Anwendung von Ei und von Leber kann auf das frühere Totenopfer hindeuten. Eine im ganzen Land verbreitete Praxis ist es, die Grabhölzer von Personen, die eines gewaltsamen Todes gestorben sind, rot zu färben.

Die Inschrift der Grabhölzer hat ihren Platz auf dem Vorderblatt und bildet mit den Flachverzierungen eine Kompositionseinheit.

Die Grabholzinschriften versuchen im Stil dem Muster der sogenannten „Zierschrift“ zu folgen, die auch bei anderen bäuerlichen oder handwerklichen Inschriften verwendet wird. Der Verfasser und Schreiber des Textes ist nicht notwendigerweise dieselbe Person wie der Schnitzer des Grabholzes, obwohl wir auch dafür viele Beispiele finden. Die Form des Grabholzes wird oft von alten Leuten gestaltet und die Schrift jüngeren anvertraut, welche die Buchstaben besser kennen. Folgende Abkürzungen, die in großen Buchstaben geschrieben auch ein Verzierungselement sind, sind häufig zu sehen:

ABFTIRA	=	In der Hoffnung der Zeit einer glücklichen Auferstehung
ABFTRA	=	In der Hoffnung der glücklichen Auferstehung
ABFRA	=	In der Hoffnung der glücklichen Auferstehung;
SZ	=	geboren;
MH	=	gestorben;
BLPF	=	Friede schwebe über seiner Asche;
BP	=	Friede seiner Asche;
BH	=	Friede seiner Asche.

ERGÄNZENDE ZEICHEN

In außerordentlichen Fällen ist es notwendig, das Grabmal mit ergänzenden Elementen zu versehen, die über den Verstorbenen und die Umstände seines Todes näheren Aufschluß geben. So wird z.B. an dem Grabmal lediger Mädchen und Burschen, die im heiratsfähigen Alter verstarben, ein Band, ein Brauttuch, ein Blumenstrauß oder eine Totenkrone angebracht - Zeichen, die auf die unterbliebene Hochzeit verweisen. Mit diesen Symbolen versehen, wird das Grabmal dem Sarg voran zum Grab getragen und dort aufgestellt. Dieser im vergangenen Jahrhundert noch weithin verbreitete Brauch wird verständlicher, wenn man bedenkt, daß sich nach Auffassung des ungarischen Volkes das Leben eines Menschen erst mit der Ehe und mit der Sorge um die folgende Generation wirklich erfüllt. Der im heiratsfähigen Alter eintretende Tod ist demzufolge ein besonders empfundener Verlust. Die Seele des vorzeitig Verstorbenen kann - nach der Vorstellung des Volkes - nicht ruhen, ja zur Bedrohung der Lebenden werden, da sie ihre Bestimmung, die Eheschließung und Familiengründung, nicht zu erfüllen vermochte. So wird, gleichsam zur Beruhigung der Seele, das für die Hochzeit ohnehin schon Ersparte als Hochzeitsschmaus für den Toten verzehrt. Mit dem Begräbnis jung Verstorbener verflochten sich also auf die Hochzeit verweisende Gewohnheitselemente und Zeichen (so wird das Mädchen im Brautkleid, der Bursche im Bräutigamsanzug bestattet, der Trauerzug erinnert an einen Hochzeitszug und beim Leichenschmaus wird gesungen und getanzt).

Aus dem Obengesagten wird der im Szeklerland noch lebendige und auch bei den Nachbarvölkern bekannte Brauch verständlich, demzufolge die vier Ecken des Grabes eines Burschen oder eines Mädchens mit je einem wohlgeformten kleinen Tannenbaum geschmückt werden. Der Baumstamm wird weiß bemalt oder mit einem Band umwickelt, in der Mitte ziert die Bäume ein schwarzes Band. Die Ende der Zweige werden mit Knospen und Quasten aus Papier geschmückt. Die Tannen hätten dem Verstorbenen eigentlich am Tage der Hochzeit gebührt, an dem es Sitte war, im Tor zum Hof des Burschen und vor der Haustür je zwei prächtig geschmückte junge Tannen aufzustellen und auf diese Weise dem jungen Paar gleichsam Kraft, Gesundheit und Fruchtbarkeit zu wünschen. Die Hoffnung auf die Erfüllung dieser Wünsche ging mit dem Tod des jungen Menschen verloren, weshalb man auch die Triebe der auf das Grab gestellten Bäume knickte (Abb. 22). In Pecska tanzten im Jahre 1860 die jungen Leute nach dem Begräbnis der im heiratsfähigen Alter verstorbenen Burschen und Mädchen noch um das zugeworfene Grab, später - nachdem die Kirche solches Tun verbot - tanzten sie nur noch am Friedhofstor. In Szék zogen die Zigeunermusikanten noch in

den letzten Jahren am Abend des Allerseelentages zum Friedhof hinaus, denn die Eltern der verstorbenen Burschen und Mädchen baten sie zu den Gräbern ihrer Kinder, um dort die Lieblingsweise der Toten zu spielen. In den Szeklerdörfern entlang des Kis-Küküllő wurde auf die Gräber der Opfer eines Unglücks nicht nur ein langes - von dem traurigen Ereignis kündendes - Gedicht geschrieben, man befestigte auch eine rote Fahne am Grab.

Beim Begräbnis und bei anderen Anlässen, wo man sich des Verstorbenen erinnert, werden Kränze auf das Grab gelegt. Das Grabmal selbst, das heißt dessen Schauseite, trägt nur die Kränze der nächsten Angehörigen, während die der entfernteren Verwandten, der Nachbarn und Freunde den Sarg bedeckend ins Grab geworfen oder auf den Grabhügel gelegt werden. In der Tiefebene verwendet man sogenannte Kranzstangen. Am oberen und unteren Ende des Grabes wird je ein Gabelholz in den Boden gesteckt, auf den beiden Hölzern ruht eine Stange, und daran bindet man die Kränze. Seit dem Ersten Weltkrieg hat sich mehr und mehr die Mode der großen und prächtigen Kunstblumenkränze verbreitet. Früher fertigten die Frauen - z.B. in Teresztenye - die Kränze selbst. Auf einen aus einer elastischen Rute gebogenen Reifen banden sie das in der Gemarkung auffindbare Grün oder Wintergrün büschelweise nebeneinander. Dazwischen reihten sie Blumenimitationen aus buntem Papier. Das Binden solcher einfachen Kränze war vor dem Begräbnis und auch vor dem Allerseelentag die Aufgabe der Frauen, der sie in Gemeinschaftsarbeit zusammen mit den Nachbarn und Bekannten nachkamen. Auf die Gräber der Älteren wurden Kränze aus braunen oder dunkleren Kunstblumen gelegt, für die jung Verstorbenen wählte man weiße oder rote Blumen. Dieser Brauch verliert sich heute immer mehr.

Das Schmücken der Gräber mit Schnittblumen wurde auf den Dorffriedhöfen erst seit den letzten Jahrzehnten üblich. Heute ist es schon gang und gäbe, daß die Angehörigen ihrer Toten zu Allerseelen mit weißen Chrysanthemensträußen gedenken, die sie entweder am Grabmal festbinden oder daran anlehnen. Aus abgeschnittenen Blüten wird auf dem mit einem Rechen geglätteten oder mit Tannenzweigen bedeckten Grab ein Kreuz geformt. Der alljährlich wiederkehrende besondere Anlaß zum Schmücken der Gräber ist das Totenfest Anfang November, das die Katholiken zu Allerheiligen (1. November), die Protestanten zu Allerseelen (2. November) feiern. In der Volkstradition sind diese Tage des Totengedenkens sehr wichtig, an ihnen äußert sich die Zusammengehörigkeit der mit den Überlieferungen behafteten Lebenden und der Toten.

Tage oder Wochen zuvor, je nachdem, wie es die herbstlichen Erntearbeiten gestatten, beginnen die Vorbereitungen. In Gemeinschaftsarbeit des ganzen Dorfes wird der Friedhof in Ordnung gebracht, das Unkraut beseitigt und die Reste der umgestürzten und morschen Grabmäler vergraben oder verbrannt. Jeder sucht die Ruhestätte seiner Angehörigen auf, jätet das im Sommer emporgewucherte Unkraut, fügt die Form des Grabhügels neu, reinigt das Grabmal, bemalt es von neuem oder repariert es. Auch daheim trifft man Vorbereitungen für das Gedenken. Kränze werden besorgt, Lichter gegossen oder Kerzen gekauft. In Csikdelne wird zu Allerseelen der Kuchen der Toten gebacken, den man an die in der Kirche wartenden Armen verteilt, damit diese für die verstorbenen Mitglieder der Familie beten. In Mezökövesd gaben die Friedhofsbesucher den vor dem Friedhof wartenden Armen und Bettlern Speisen, später Geld. Die Speisung der Armen zu Allerheiligen war ein allenthalben verbreiteter Brauch.

Am Abend der Totengedenktage begann man im allgemeinen den Sonnenuntergang einzuläuten. In den Komitaten Vas und Baranya läuteten die Männer einer nach dem anderen die Totenglocke auf dem Friedhof. So viele Tote, wie der eine betrauerte, so oft mußte er läuten. Die festlich gekleideten Familienmitglieder suchten gemeinsam der Reihe nach die Gräber ihrer Angehörigen auf und schmückten den Grabhügel oder auch das Grabmal mit Kränzen, Blumen und Kerzen.

Während die Kerzen niederbrannten, beteten die Erwachsenen. Sie riefen Erinnerungen an den Verstorbenen wach und sprachen auch über ihre eigenen Sorgen, denn zum Totenfest fanden sich, soweit es möglich war, sogar die in der Zwischenzeit in die Fremde gezogenen Familienmitglieder wieder in der alten Heimat ein. Am Grab der Vorfahren vereinten sich so die lebenden Nachkommen. Alleinstehende alte Männer und Frauen oder trauernde Hinterbliebene, die erst kürzlich einen Angehörigen zu Grabe getragen hatten, neigten sich tief über das Grabholz oder den Grabstein und beweinten von neuem ihre lieben Toten. In Teresztenye fanden sich die Frauen, wenn sie den Obliegenheiten am Grab nachgekommen waren, häufig mit einer Kerze in der Hand zu gemeinsamem Gesang, der Litanei, zusammen. Die Kinder hatten ihre Freude an den flackernden Kerzen. Mancherorts liefen sie, in der Hand einen ausgehöhlten Kürbis, bei dem Nase, Mund und Augen ausgeschnitten waren und in dem eine Kerze leuchtete, zwischen den Gräbern hin und her, einander Furcht einjagend. In Mezökövesd war das Schmücken der nicht gekennzeichneten Gräber und der letzten Ruhestätten der Gefallenen die Aufgabe der größeren Kinder, der Schulkinder. Auf den katholischen Friedhöfen reiheten die Witwen für ihre in der Fremde verstorbenen Ehemänner

Kerzen und Blumen um das Friedhofs Kreuz oder warfen sie in das vor dem Kreuz lodernde Feuer. Das unausgesetzte Glockengeläut währte bis zum Einbruch der völligen Dunkelheit.

GRABMAL UND ABERGLAUBE

Mit den Grabmälern sind zahlreiche Glaubensvorstellungen, abergläubische Bräuche und Geschichten verknüpft. Zunächst ist die Gruppe der allgemein bekannten Glaubensvorstellungen zu nennen, wonach es elementare Pflicht der Lebenden ist, den Verstorbenen zu bestatten und die Stelle des Grabes zu kennzeichnen. Das Grundmotiv dieses Glaubens unterstreicht, welche große Schande ein vernachlässigter Grabhügel sowohl für die Lebenden als auch für die Toten ist. In einem solchen Grab kann der Verstorbene nicht in Frieden ruhen.

Nach einer allgemein verbreiteten Vorstellung haust die Seele des Toten nach dem Begräbnis noch eine Zeitlang auf dem Grabmal. Es muß deshalb in Ruhe gelassen werden. So wird im Volksglauben die im Augenblick des Todes aus dem Körper entweichende Seele mit dem nach dem Begräbnis den menschlichen Körper angehenden, wohl symbolisierenden Grabmal zu einer neuen Einheit verwoben. Auch lebt darin der traditionelle Aberglaube, wonach das geschnitzte Holz die einstige Rolle des lebenden Baumes übernommen hat und zum Aufenthaltsort der Seele geworden ist.

Eine andere Gruppe abergläubischer Erzählungen handelt vom allein gebliebenen alten oder armen Menschen, der, von der Not gezwungen, auf dem Friedhof gestohlene Grabhölzer als Heizmaterial verwendet. Aus dem Feuer hört er eines Abends eine drohende Stimme, die ihm das weitere Grabholzstehlen verbietet. Solche Erzählungen ergänzen im Grunde die erstgenannte Gruppe. Sie ermahnen die Bauern, es selbst in der größten Not nicht an der dem Toten gebührenden Achtung fehlen zu lassen.

Eine dritte Gruppe von Geschichten beurteilt den mit den Toten und den Grabmälern verknüpften Aberglauben im Grunde bereits vom Standpunkt der aufgeklärten Denkweise. Die Erzählungen handeln in der Regel von einem großtuerischen Burschen, der, um seinen Mut zu beweisen, Nachts auf dem Friedhof ein ganz bestimmtes Grabmal aus der Erde ziehen und umdrehen muß, oder der vom Grab einen Kranz oder ein Band stehlen soll, um es seinen vor dem Friedhofstor wartenden Gefährten zu bringen. In der Eile drückt der Bursche sein Gewand mit dem umgekehrten Grabmal in die Erde oder er bleibt an den Büschen beim Grab hängen. Vor Schreck meint er, der in seiner Ruhe gestörte Tote hielte ihn zurück, und er fällt an der Stelle tot um.

- Der Held muß für seinen Übermut bezahlen. Selbst überschäumende jugendliche Lebenskraft darf sich nicht gegen die Verstorbenen, gegen die Vorfahren wenden und die Ruhe des Friedhofs stören. Mit anderen Worten, die Lebenden dürfen die Traditionen nicht verwerfen, sonst zahlen sie mit dem Leben. Die beiden letztgenannten Gruppen abergläubischer Geschichten künden in irgendeiner Weise von der Kraft der Vergangenheit; sie ermahnen, die Toten zu achten und sichern damit den Gräberfrieden.

Zur nächsten Gruppe können jene abergläubischen Vorstellungen gezählt werden, denen zufolge man durch den Erwerb eines Stückes vom Grabmal Zauberkraft erlangen kann. In diesen Geschichten hat sich der archaische Glaube von der Zauberkraft der verschiedenen Körperteile des Verstorbenen erhalten. Den Verstorbenen verkörpert - dieser Meinung nach - das Grabmal. Im Komitat Szatmár heißt es, wenn man jemanden behexen wolle, müsse man des nachts von den Grabhölzern von neun Toten gleichen Taufnamens neun Stücke abbrechen, diese mit sieben Haaren des zu Behexenden verbrennen und die Asche in seine Speise mischen.

Einer weiteren charakteristischen Gruppe der mit den Grabmälern verknüpften abergläubischen Vorstellungen nach ist es das beste Mittel gegen Trunksucht, wenn man um Mitternacht unter dem Grabholz eines Toten, der den gleichen Taufnamen wie der Trunksüchtige trägt, eine Flasche Schnaps vergräbt, diese nach neun Tagen um Mitternacht wieder herausholt und den Schnaps der vom Übel zu heilenden Person zu trinken gibt. Diese Art Aberglauben ist z.B. in Oberungarn und im Komitat Szabolcs-Szatmár anzutreffen.

DIE GRABMALSNITZER UND IHRE KUNST

Von den Objekten des Friedhofs sind die hölzernen Grabmäler die charakteristischsten Zeugnisse der volkstümlichen Holzschnitzkunst; vor allem die Grabhölzer erschließen uns eine einmalig reiche und überwältigend reife Formenwelt. Diese eigentümlichen Grabmäler veranschaulichen das starke und anspruchsvolle Formempfinden der ungarischen Bauern der verschiedenen Gegenden.

In den Dörfern, wo die Holzschnitzkunst eine große Tradition hat, werden die Holzgrabmäler von den Bauern selbst geschnitzt, sie sind wahre dörfliche Künstler; anderswo können auch Rad- und Stellmacher, Zimmerleute und Müller als Grabholzschnitzer arbeiten. Dabei lassen sie sich von derselben

Anschauung und demselben handwerklichen Können leiten, mit dem sie an die Fertigung anderer Wirtschafts- und Haushaltsgeräte herangehen.

Wenn sich die Angehörigen des Totes nicht an einen Handwerker wenden, ersuchen sie in der Regel einen Verwandten, das Grabholz zu schnitzen. Es gibt Dörfer, in denen der Taufpate das Grabmal des jungen Toten gestaltet. In Kunhegyes z.B. schnitzten Anfang des Jahrhunderts nur die Ärmern das Grabholz für ihre Familienmitglieder selbst. Die reicheren, im allgemeinen untereinander in verwandtschaftlicher Beziehung stehenden Familien ließen sich gegenseitig die Grabhölzer anfertigen. Die größte Auszeichnung aber war es, wenn irgendein Mitglied der Obrichterfamilie Józsa, in der sich das Handwerk des Grabholzschnitzens von Generation zu Generation vererbt hatte, das Grabholz schnitzte. Aus dem ganzen Land sind außerdem Beispiele dafür bekannt, daß die alternden Menschen noch zu Lebzeiten das Material für ihr eigenes Grabholz auswählten, dann einen Freund oder guten Bekannten ersuchten, das Grabmal zu fertigen, und die Kosten für das Schnitzwerk auch im vorhinein abarbeiteten.

Bei einem Todesfall begibt sich ein Familienmitglied, das mit der Regelung der Bestattung betraut ist, zum Schnitzer und bittet ihn um die Anfertigung des Grabholzes. Diesen Wunsch darf der Holzschnitzer nicht abschlagen, er muß vielmehr alle anderen Arbeiten zurückstellen und sich gleich ans Werk machen. Der Besteller nennt nur die Angaben für die Inschrift, Wünsche in Bezug auf die Form des Grabmals äußert er nicht. Das ist auch überflüssig, denn maßgeblich ist die der Tradition des Dorfes entsprechende Form. Für die Arbeit wird dem Grabholzschnitzer entweder im Trauerhaus oder in einem Nachbarhaus Platz geschaffen, auch das Holz liegt dort für ihn bereit. (Aus dem äußersten Teil Westungarns und aus Mezöség, im Süden des Komitats Borsod, gibt es Beispiele dafür, daß man bei der Geburt des Kindes einen Obstbaum pflanzt, aus dem dann beim möglichen Tod des Kindes das Grabholz gearbeitet wird. Dieser Brauch erklärt, warum das Grabmal der jungen Toten im allgemeinen schlanker ist als das der älteren). Der Grabholzschnitzer benutzt seine eigenen Werkzeuge. Zur Vollendung der Arbeit bis zum Begräbnis hat er im allgemeinen zwei Tage zur Verfügung. Für sein Werk erhält er keine Bezahlung, wird jedoch, solange er arbeitet, von der trauernden Familie verköstigt. Es kommt auch vor, daß letztere die Mühe des Schnitzers nachträglich abarbeitet oder durch eine andere Hilfeleistung vergilt. Nach dem Begräbnis wird der Grabholzschnitzer im allgemeinen zum Leichenschmaus eingeladen.

Das fertiggestellte Grabmal wird am Vormittag des Begräbnistages zum frisch gegrabenen Grab gebracht. Eine Ausnahme bildet die Beerdigung von Mädchen und Burschen, ihre Grabmäler werden im allgemeinen im Leichen-

zug mitgeführt oder vor beziehungsweise hinter dem Sarg hergetragen. Die Anfertigung der Grabsteine und das Ersparen des Geldes für deren Aufstellung bedarf längerer Zeit. Vor der endgültigen Errichtung der Steinmonumente werden Holzgrabmäler gesetzt.

Wir wollen die Rolle der Grabholzschnitzer in der Gemeinschaftskunst des Dorfes noch etwas näher untersuchen. Schließlich ist anhand ihrer Arbeit das Aufeinanderwirken von kollektiver Tradition und individuellem Wunsch nach Neuerung, von kollektivem Geschmack und individuellem Talent zu beobachten. Ebenso tritt hier der Prozeß der Entwicklung sinnfällig zutage.

Die Grabholzschnitzer sind keine Fachkünstler, es sind Männer, die sich neben ihrer bäuerlichen - in den letzten drei Jahrzehnten möglicherweise gewerblichen - Hauptbeschäftigung, sozusagen als deren notwendige Ergänzung, mit dem Holzschnitzen, so auch der Grabholzschnitzerei befassen. Ihre Werkzeuge und ihre Fachkenntnis befähigen sie zur vielseitigen Bearbeitung des Holzes, vor allem zur Fertigung ortsüblicher bäuerlicher Produktionsmittel. Für sie ist das Grabholz eines unter vielen notwendigerweise herzustellenden Gebrauchsobjekten. Der Umstand, daß das Grabholz anderen zu fertigenden Gegenständen gleichgestellt wird, gibt dem Holzschnitzer die selbstverständliche Sicherheit bei der Formgestaltung des Grabmals. Er strebt nicht nach einer individuellen Schöpfung, nach einer spezifischen Formensprache. Er kommt ganz einfach einem unabdingbaren Erfordernis nach, wie es z.B. auch das Zimmern eines Dachstuhls, die Fertigung eines Wagenteils, das Tischlern eines Stuhls oder das Schnitzen einer Wiege wären. Der Bauer, der ein Grabmal schnitzt, wendet nicht mehr Sorgfalt für diese Gelegenheitsaufgabe auf als für seine anderen Arbeiten. Die Handgriffe des Schnitzens und des Werkzeuggebrauchs beherrscht er vollkommen, und die zu schnitzende Form ist so tief mit den örtlichen Gemeinschaftstraditionen verhaftet, daß sich für den Schnitzer die entsprechende Form des Grabmals ganz selbstverständlich ergibt. Er ist also bei der Formgestaltung nicht auf seine eigene Phantasie angewiesen, sondern folgt genau und naturgemäß der örtlichen Tradition und nutzt schöpferisch bereits vorhandene Elemente.

Die Grabholzschnitzer sind nicht bevorzugte, aber sehr geschätzte Mitglieder der Gemeinschaft, sie sind keine individualistischen „Künstler“, sondern Menschen, die durch ihr Schaffen ins Zentrum der Aufmerksamkeit treten und die die Tradition festigen, indem sie sie immer neu formulieren. Im Gegensatz zu den professionellen Vertretern der „hohen“ Kunst suchen sie nicht die neue, die individuelle Sprache, sondern pflegen das Beständige, das für die Gemeinschaft Charakteristische und Typische. Dessen unge-

achtet bleiben sie nicht anonym, die Gemeinschaft kennt sie wohl und schätzt sie.

Die Grabmäler sind gegenständliche Requisiten der Bestattungsbräuche der ungarischen Bauernschaft. So wird ihre Verwendung und Gestaltung grundlegend von der Lebensform der Bauern und von deren Denkart über den Tod bestimmt. Sie fassen das Dahinscheiden als organischen Teil des Daseins auf und bereiten sich auf diese Stunde so vor, daß sie mit fortschreitendem Alter dem Tod gefaßt entgegentreten. Als schweren Verlust hingegen betrachten sie das Ableben der gerade Individualität erlangenden, eben in das Erwachsenenalter eintretenden Mädchen und Burschen. Die Abnormität des vorzeitigen Todes drückt sich auch in den Bestattungsbräuchen aus. Im allgemeinen dienen die Leichenzeremonien dazu, dem Verstorbenen auf würdige Art die letzte Ehre zu erweisen. Den Angehörigen wird so zugleich Mut zugesprochen und der Gemeinschaft der Abschied vom Verstorbenen erleichtert. Zum anderen werden die Hinterbliebenen in dieser Stunde zur Besinnung ermahnt, ohne Selbsttäuschung an ihren eigenen Tod zu denken und sich auf ihn vorzubereiten. - Im Bewußtsein von Sein und Vergehen übten die künstlerisch herausragenden Grabmäler der Dorffriedhöfe auf die Stadtbewohner notwendigerweise eine ebenso tiefe Wirkung aus wie die rituellen und kultischen Bräuche der außereuropäischen Länder auf die europäische Bildende Kunst zu Beginn unseres Jahrhunderts.

DIE WANDLUNG DER FRIEDHOFSKULTUR

Heute vollzieht sich die landwirtschaftliche Produktion in Staatsgütern, in Produktionsgenossenschaften, im großbetrieblichen Rahmen. Der größere Teil der erwerbstätigen Bevölkerung der Dörfer ist in der Industrie beschäftigt, der kleinere entfällt auf die Landwirtschaft. Die im Laufe von Generationen ausgestaltete Produktionsweise, das Verhältnis zu den Produktionsmitteln und zum Eigentum hat sich verändert, es erfolgte eine mehr oder minder bewußte Kritik, Umwertung und Neugestaltung der traditionellen Beurteilung der Dinge. Dieser Wandel ist natürlich auch in der Veränderung der mit dem Tod, den Toten und den Friedhofsbräuchen verbundenen Denk- und Verhaltensweise sichtbar.

Maschinelle Holzbearbeitung verdrängt die manuelle Holzschnitzerei. Den Platz der aus Holz oder aus Bruchstein gefertigten Grabmäler übernehmen

Grabdenkmäler aus Kunststein, imitiertem Marmor. Diese kommen aus den Werkstätten der Steinmetze der benachbarten regionalen Zentren oder aus den Städten. Die Meister richten sich natürlich nach dem Geschmack der städtischen Mehrheit. Die eigenständige Formkultur des Dorfes wird durch uniformierte, kaum ästhetische Wirkungskraft ausstrahlende, weder plastisches Erleben noch traditionelle Denkweise vermittelnde Pietätzeichen verdrängt. Die Teilverzierungen (Zypresse, Rosenkranz, Kelch, Engel usw.) sind Serienproduktionen und ihrem Inhalt nach zu allgemeine religiöse Symbole.

Auf den traditionellen Friedhöfen harmonierten die künstlichen Formen mit denen der Natur. Die Verehrung der Toten war die Moral der Lebenden. Raum und Form, Gewohnheit, Ritus und Verhalten verknüpften sich auf selbstverständliche Weise zu einer Einheit und bildeten einen organischen Teil des Lebens der Dorfbevölkerung. Die öffentliche Meinung bewertete diese harmonische, traditionelle Verbindung zwischen Lebenden und Toten als „schön“. Die Bauern bezeichneten mit diesem Attribut nicht nur Qualitäten, die ein ästhetisches Erlebnis boten, sondern bedachten damit auch das „Traditionelle“, die „Ordnung“, in der sie sich mit selbstverständlicher Sicherheit bewegten. Ungeachtet dessen bezeichnen sie auch die starre geometrische Ordnung der neueren Friedhöfe und Grabmäler als schön, um gewissermaßen zu bekünden, daß sie - die Dorfbewohner - sehr wohl wissen, was dem Schönheitsgefühl der Stadt entspricht. Es gibt sogar Auffassungen, nach denen der „schönste“ Friedhof der sei, dessen Gelände betoniert und dessen Gräber mit Zementplatten bedeckt und mit Kunstblumen und Pflanzenimitationen aus Kunststein geschmückt wären: „So würde das Unkraut den Friedhof nicht überwuchern, man könnte nichts stehlen und das Gelände wäre sauber“ (vgl.: Abasár, Komitat Heves). Die Ursache des veränderten Geschmacks und der veränderten Bewertung liegt zweifellos in der Erschütterung der Grundlagen der traditionellen bäuerlichen Kultur. Der früher maßgebende, die Gemeinschaft beherrschende Geschmack gilt nicht mehr, die Dorfgemeinschaften sind in Einzelpersonen zerfallen, die wiederum Mitglieder von jeweils anderen Berufsgemeinschaften wurden und für die das Dorf mehr oder weniger nur noch der Wohnort ist, eventuell ein Ort der Entspannung. Die Bewohner der sich wandelnden Dörfer beharren nicht mehr auf ihren Traditionen. Ihre neuen Geschmacksnormen hingegen, die sie befähigen könnten, auf schöpferische Weise auch an der Schaffung einer neuen Bestattungskultur mitzuwirken, haben sich andererseits noch nicht endgültig herausgebildet.

LITERATUR

Balassa, Iván: „A magyar temetők néprajzi kutatása” (Volkskundliche Erforschung der ungarischen Friedhöfe). Ethnographia LXXXIV (1973), 235 - 242.

Bátky, Zsigmond - Györffy, István - Viski, Károly: Magyar népművészet (Ungarische Volkskunst). Budapest 1928.

Budenz, József: „Bálvány és fejfa” (Götze und Grabholz). Ethnographia VIII (1897), 117 - 124.

Burgyán, Miklós: „Magyarországi sziv alakú sirjelek” (Herzförmige Grabmäler in Ungarn). Ethnographia LXXXIII (1972), 330 - 334.

Csalog, József: „A szentesi református temető gombosfái” (Knopfgrabhölzer auf dem reformierten Friedhof von Szentés). Néprajzi Értesítő LXVIII (1957), 203 - 210.

Györffy, István: Nagykunsági fejfák” (Grabhölzer in Großkumanien). Néprajzi Értesítő VIII (1907), 94 - 105.

Hofer, Tamás: Archaikus sirjeleink kérdéséhez (Über archaische ungarische Grabmäler). Manuskript.

Imreh, Pál - Hoppál, Mihály: „Fejfák és temetők Erdélyben” (Grabhölzer und Friedhöfe in Siebenbürgen). Folklor Archivum 7 (1977), 5 - 78.

Ipolyi, Arnold: Magyar mythologia (Ungarische Mythologie). Budapest 1929.

Kannisto, Arttuuri: Materialien zur Mythologie der Wogulen. Helsinki 1958.

Karjalainen, K.F.: Die Religion der Jugra-Völker. FPC No. 41, 44, 63. Porvoo-Helsinki 1922/25.

Kós, Károly: Népélet és néphagyomány (Volksleben und Volkstradition), Bukarest 1972.

Kós, Károly: Szilágysági magyar népművészet (Ungarische Volkskunst in der Szilágyság). Bukarest 1974.

K. Kovács, László: A kolozsvári hóstátiak temetkezése (Beerdigung der Kolozsvärer Hóstáti). Kolozsvár 1944.

Kunt, Ernő: „A magyar népi temetők szemiotikai elemzése” (Semiotische Analyse der ungarischen Dorffriedhöfe). A Miskolci Herman Ottó Múzeum Evkönyve (Jahrbuch des Ottó-Herman-Museums, Miskolc) XIII-XIV (1975), 475 - 507.

Kunt, Ernő: Temetők az Aggteleki-karszt falvaiban (Friedhöfe in den Dörfern des Aggteleker Karstes). Debrecen 1978.

László, Gyula: A honfoglaló magyar nép élete (Das Leben des ungarischen Volkes zur Zeit der Landnahme). Budapest 1944.

Lükő, Gábor: A Magyar lélek formái (Formen der ungarischen Seele). Budapest 1942.

Malonyay, Dezső: A Magyar nép művészete (Die Kunst des ungarischen Volkes). I - V. Budapest 1907 - 1922.

Munkácsi, Bernát: „Adalékok a magyar halotti szokások pogány hagyományaihoz” (Beiträge zu den heidnischen Traditionen der ungarischen Totenbräuche). Ethnographia XI (1900), 97 - 111.

Nagy, Dezső: „A magyar fejfák és diszitményeik” (Ungarische Grabhölzer und ihre Verzierungen). Folklor Archivum 2 (1974).

Novák, József Lajos: „A temető népi művészete” (Volkskunst des Friedhofs). Néprajzi Értesítő XI (1910), 1 - 27, 149 - 161.

Novák, László: „Halottkultusz és fejfatípusok Albertirsán” (Totenkult und Grabholztypen in Albertirsa). Studia Comitatus 2 (1973), 203 - 228.

Novák, László: „A Duna-Tisza Köze temetőinek néprajza” (Volkskunde der Friedhöfe zwischen Donau und Theiß). Cumania V (1975), 219 - 305.

Olasz, Ferenc: Fejfák (Grabhölzer). Mit einer Studie von Károly Kós. Budapest 1975.

Orbán, Balázs: A Székelföld leírása (Beschreibung des Szeklerlandes). I - IV. Pest 1868 - 1872.

Péterfy, László: „Faragott sírkövek és diszitményeik a nagykendi temetőben” (Behauene Grabsteine und deren Verzierungen auf dem Friedhof von Nagykend). Folklor Archivum 7 (1977), 79 - 163.

Pócs, Éva: „Fejfa” (Grabholz). Magyar Néprajzi Lexikon II (1979), 97 - 107.

Róheim, Géza: Magyar néphit és népszokások (Ungarischer Volksglaube und ungarische Volksbräuche). Budapest 1925.

Sebestyén, Károly: „Székelyföldi kopjafák és sírkeresztek” (Totenpfähle und Grabkreuze im Szeklerland). Néprajzi Értesítő (1906), 103 - 107.

Sebestyén, Károly: „Háromszéki sírkövek” (Háromszéker Grabsteine). Néprajzi Értesítő VIII (1907), 105 - 110.

Solymossy, Sándor: „Ósi fejfaformák népünkénél” (Uralte Grabholzformen des ungarischen Volkes). Ethnographia XLI (1930), 65 - 84.

Szinte, Gábor: „Kopjafák a Székelyföldön” (Totenpfähle im Szeklerland). Néprajzi Értesítő II (1901), 115 - 121, VI (1905), 91 - 101.

Tettamanti, Sarolta: „Temetkezési szokások a X - XI században a Kárpát-medencében” (Bestattungsbräuche im 10. und 11. Jahrhundert im Karpatenbecken) Studia Comitatus 3 (1975), 79 - 123.

Viski, Károly: „Mi a kopjafa?” (Was ist der Totenpfahl?) Néprajzi Értesítő XX (1910), 221 - 224.

Viski, Károly: „Szalontai Fejfák vésett diszítései” (Eingeschnittene Verzierungen auf Szalontaer Grabhölzern). Néprajzi Értesítő XIV (1913), 68 - 76.

Zentai, János: „Ormánsági fejfák” (Grabhölzer in der Ormánság). A Janus Pannonius Múzeum Évkönyve (Jahrbuch des Janus-Pannonius Museums). 1963, 277 - 293.

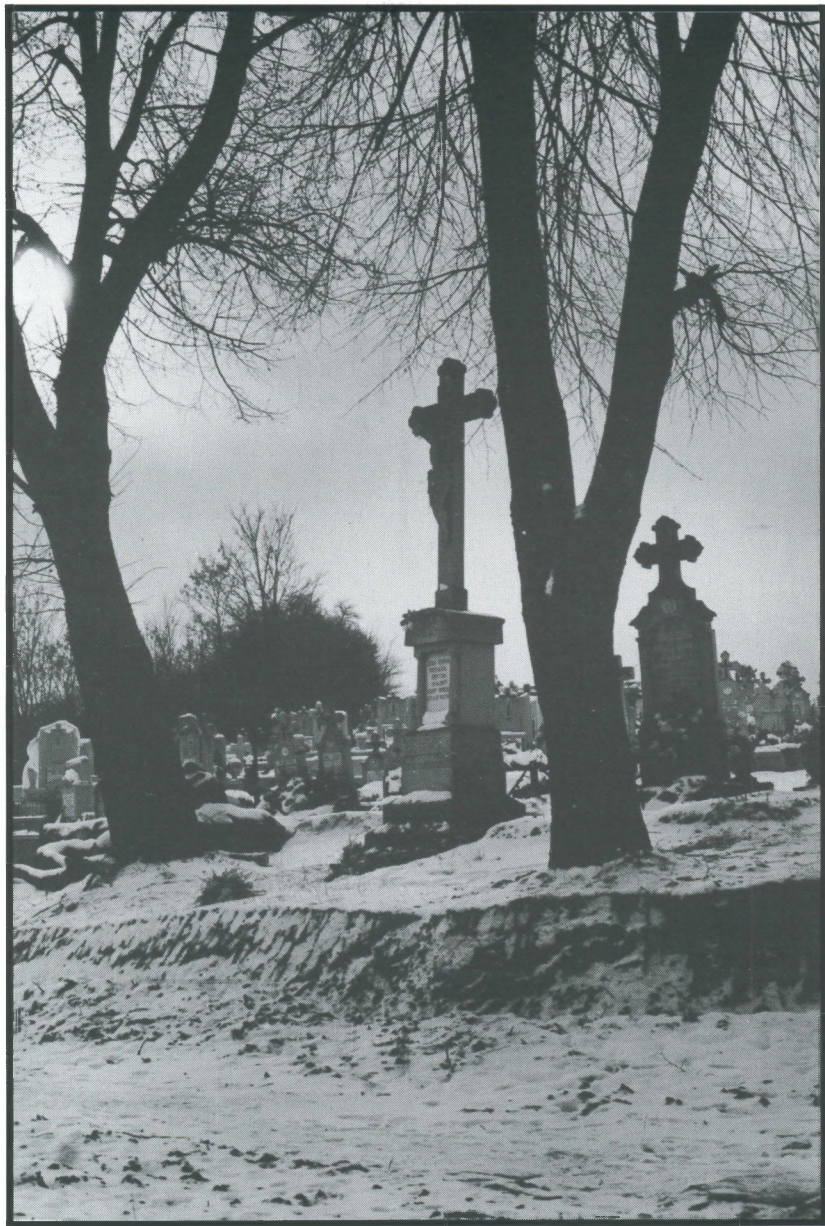
GRABKREUZE



Flurkreuz an der Landstraße nach Keszeg (Nordungarn), bei welchem laut lokaler Tradition ungetaufte Säuglinge heimlich begraben wurden. 1980



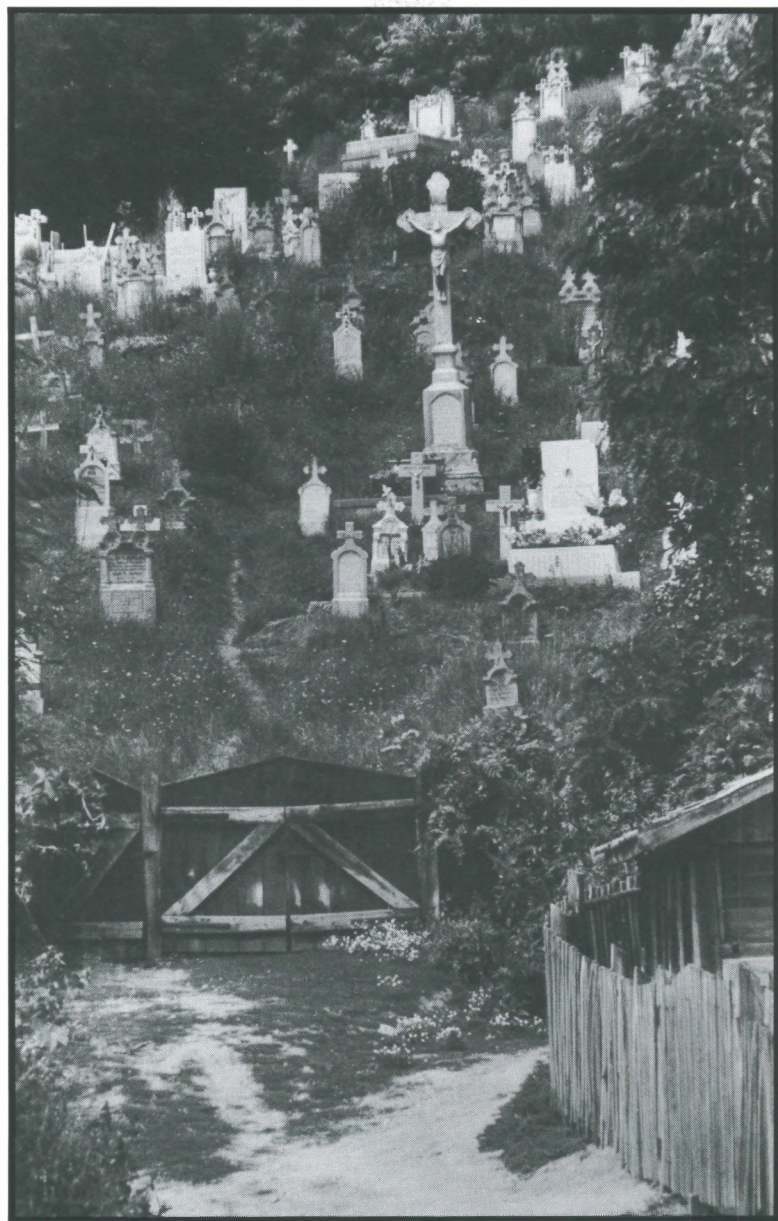
Teilansicht des mittelalterlichen Friedhofes (Égettszer-Csikszenttamás, Siebenbürgen) 1971



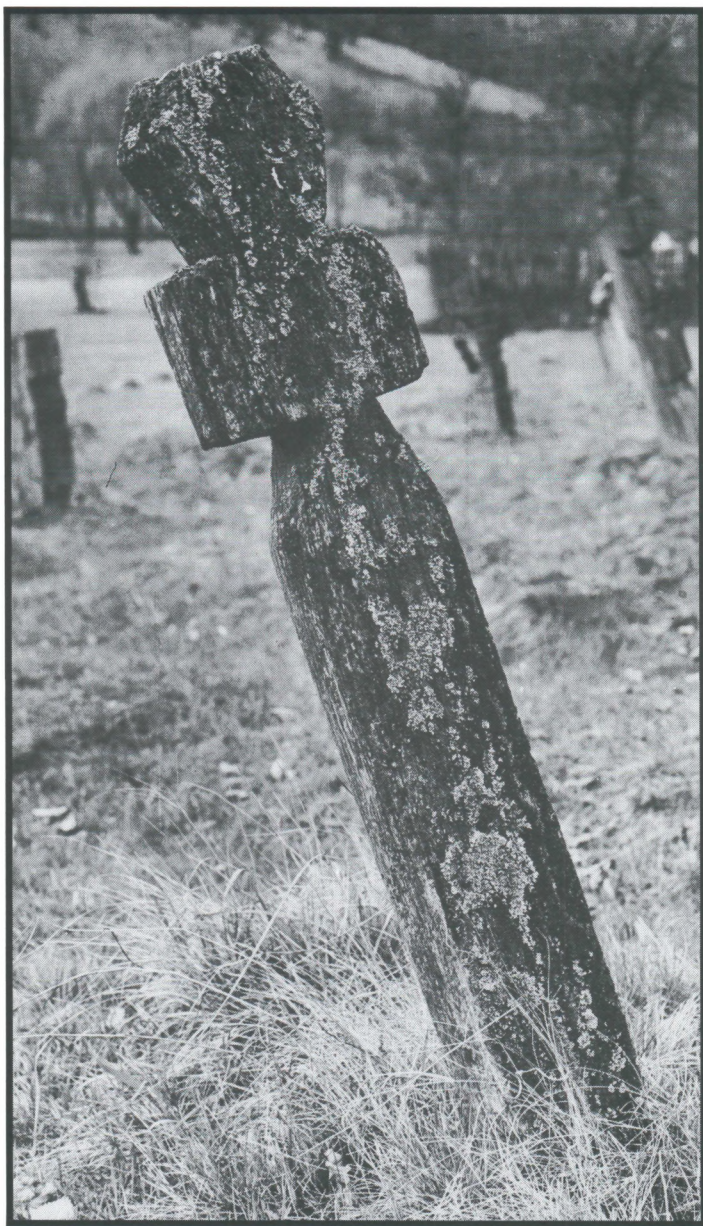
Teilansicht des römisch-katholischen Friedhofes mit einem aus Stein gehauenen Friedhofskreuz und Grabkreuzen (Kissikátor, Nordungarn) 1980



Einfache Holzkreuze mit Dächern. Im Hintergrund wird das nicht genutzte Gelände des Friedhofes vom Totengräber und seiner Frau mit dem Pflug bearbeitet (Bodroghalom, Ostungarn) 1975



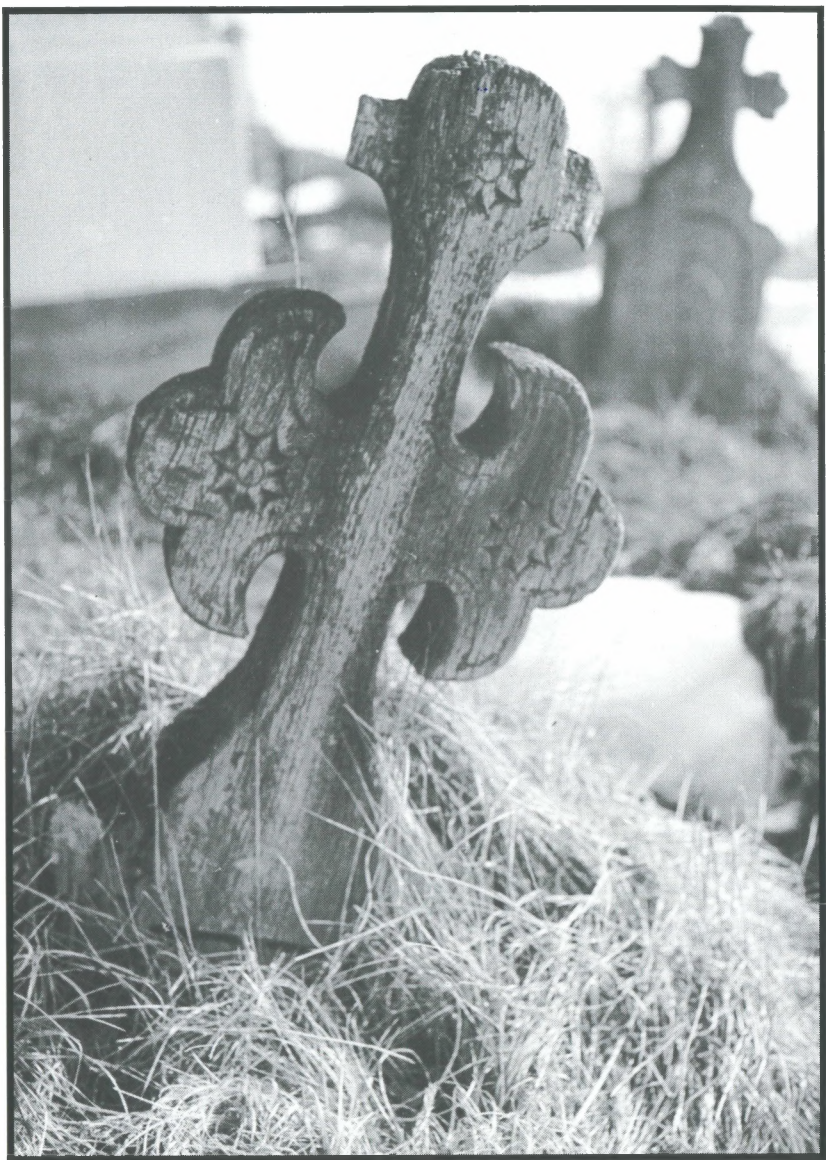
Teilansicht des römisch-katholischen Friedhofes mit Grabkreuzen aus Stein, Kunststein und Holz, in der Mitte das „Kreuz der Verstorbenen“ (Domaháza, Nordungarn) 1977



Grabkreuz, aus einem Stück Holz geschnitzt (Szőlősdó, Nordostungarn) 1975



Grab eines Burschen. An den Ecken die sogenannten „Lebensbäume“ mit abgebrochenen Spitzen (Csikszentdomonkos, Siebenbürgen) 1972



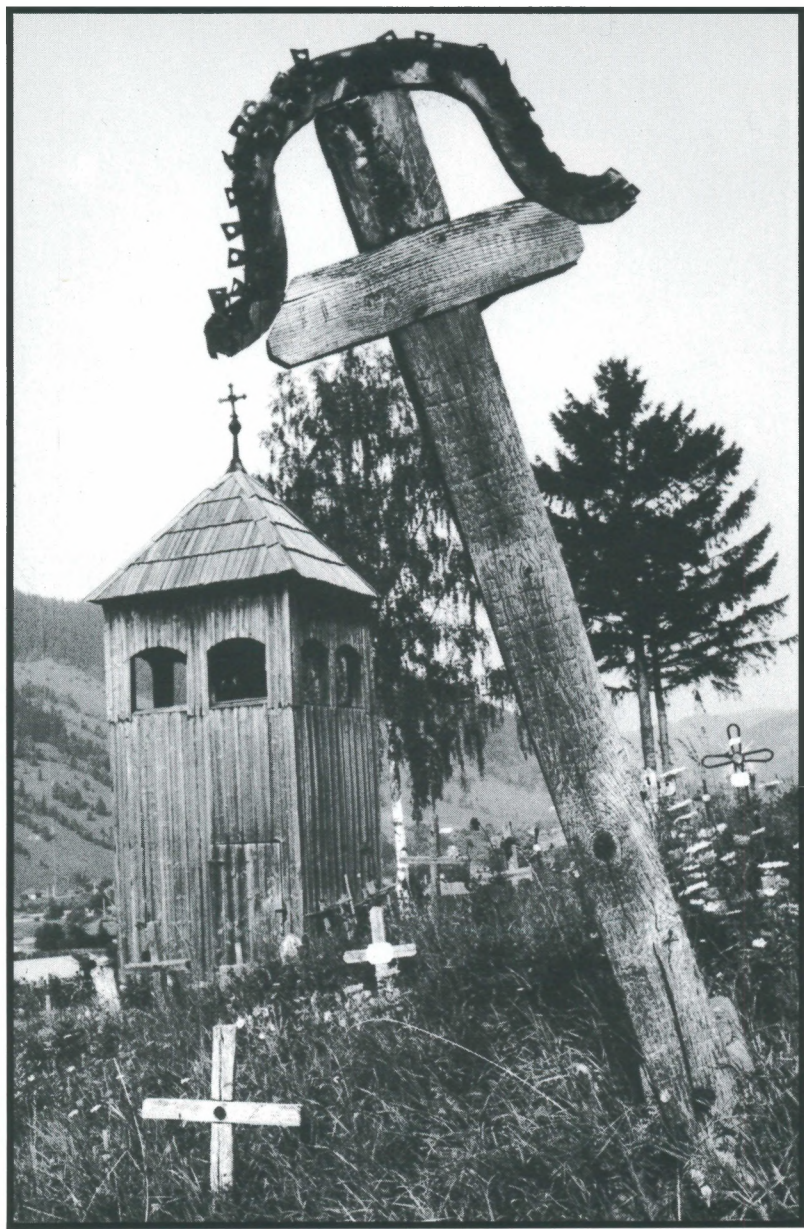
Aus Holz gehackte Grabkreuze nach dem Vorbild barocker Steinkreuze (Karancsság, Nordungarn) 1980



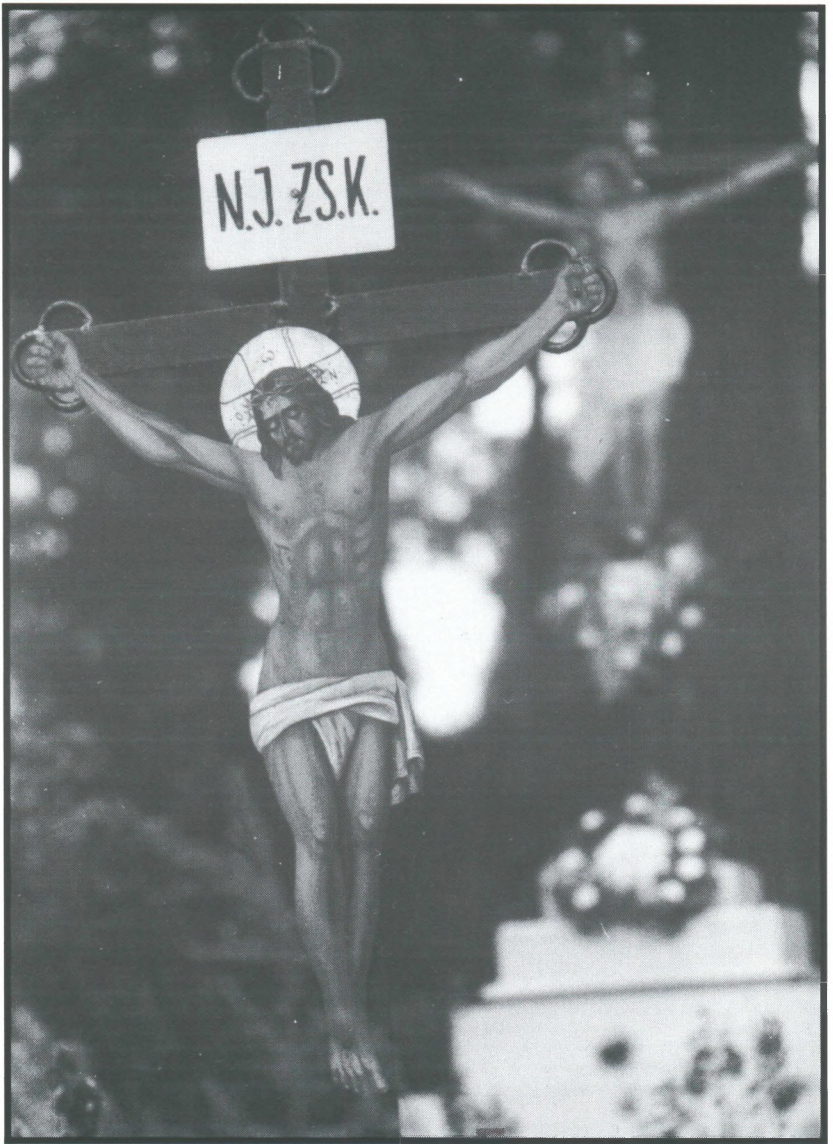
Aus Holz gehackte Grabkreuze nach dem Vorbild barocker Steinkreuze (Karancsság, Nordungarn) 1980



3 m hohe Grabkreuze auf dem Grab einer Großfamilie (Szentegyházasfalú, Siebenbürgen) 1980



Gezimmertes Holzkreuz mit sogenanntem „Sattel“. Im Hintergrund der Turm mit der Seelenglocke (Gyimesbükk, Siebenbürgen) 1980



Details gußeiserner Grabkreuze (Bodroghalom, Ostungarn) 1975



Details gußeiserner Grabkreuze (Bodroghalom, Ostungarn) 1975



Teilansicht des römisch-katholischen Friedhofes mit einer runden Kapelle (Kissikátor, Nordungarn) 1980



Teilansicht des römisch-katholischen Friedhofes (Karancsság, Nordungarn) 1980

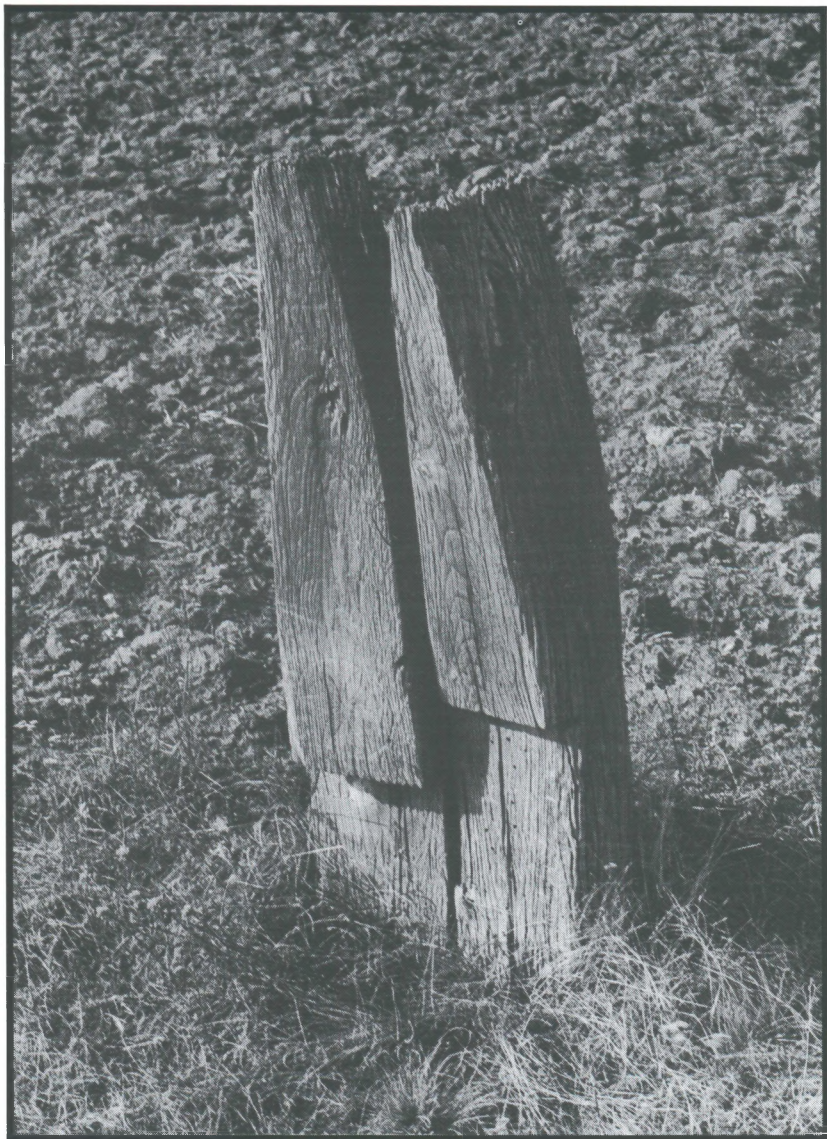


Steinernes Grabkreuz mit gemeißelter Darstellung Marias und des Engels des Jüngsten Gerichts (Magyarnándor, Nordungarn) 1982

GRABHÖLZER



Bootsförmiges Grabholz auf dem Grabe eines reformierten Mannes (Szatmárcseke, Südostungarn) 1970



Bootsförmige Grabhölzer eines reformierten Ehepaares (Balmazujváros, ungarische Tiefebene) 1975



*Eingekerbte Grabhölzer einer reformierten Familie auf dem gemeinsamen Grabe
(Zemplénagárd, Ostungarn) 1980*



Eingekerbte Grabhölzer eines reformierten Ehepaares (Tiszapolgár, ungarische Tiefebene) 1982



*Bootsförmige Grabhölzer auf dem Grabhügel eines reformierten Ehepaares (Tisza-
füred, ungarische Tiefebene) 1982*



Grabhölzer für ein reformiertes Ehepaar. Links der Grabpfahl des Mannes, rechts der auf der Rückseite mit einer „Haube“ verzierte Grabpfahl der Frau (Teresztenye, Nordostungarn) 1977



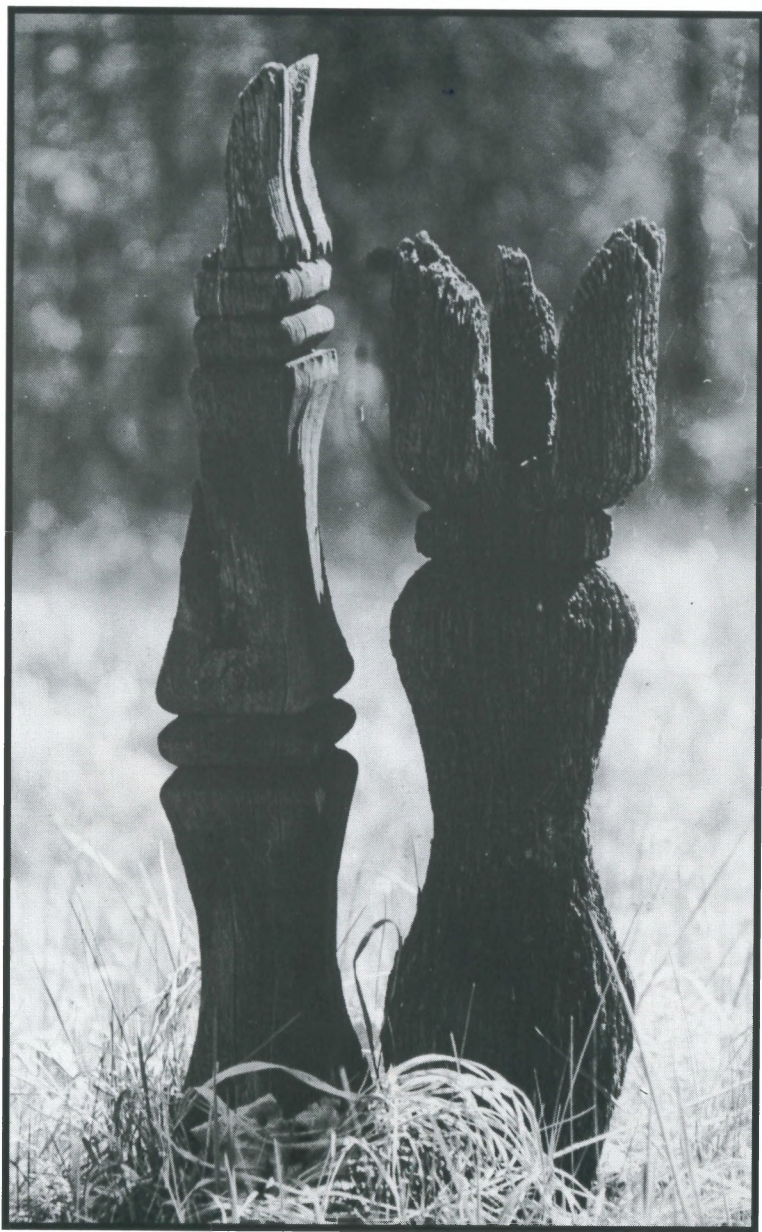
Teilansicht des reformierten Friedhofes (Teresztenye, Nordostungarn) 1977



Grabpfähle eines reformierten Ehepaares (Békés, ungarische Tiefebene) 1974



Grabpfahl auf dem Grabe eines reformierten Mädchens (Békés, ungarische Tiefebene) 1981



*Tulpenförmige Grabhölzer auf dem Grabmal zweier Kinder (Tornakápolna, Nordost-
ungarn) 1979*



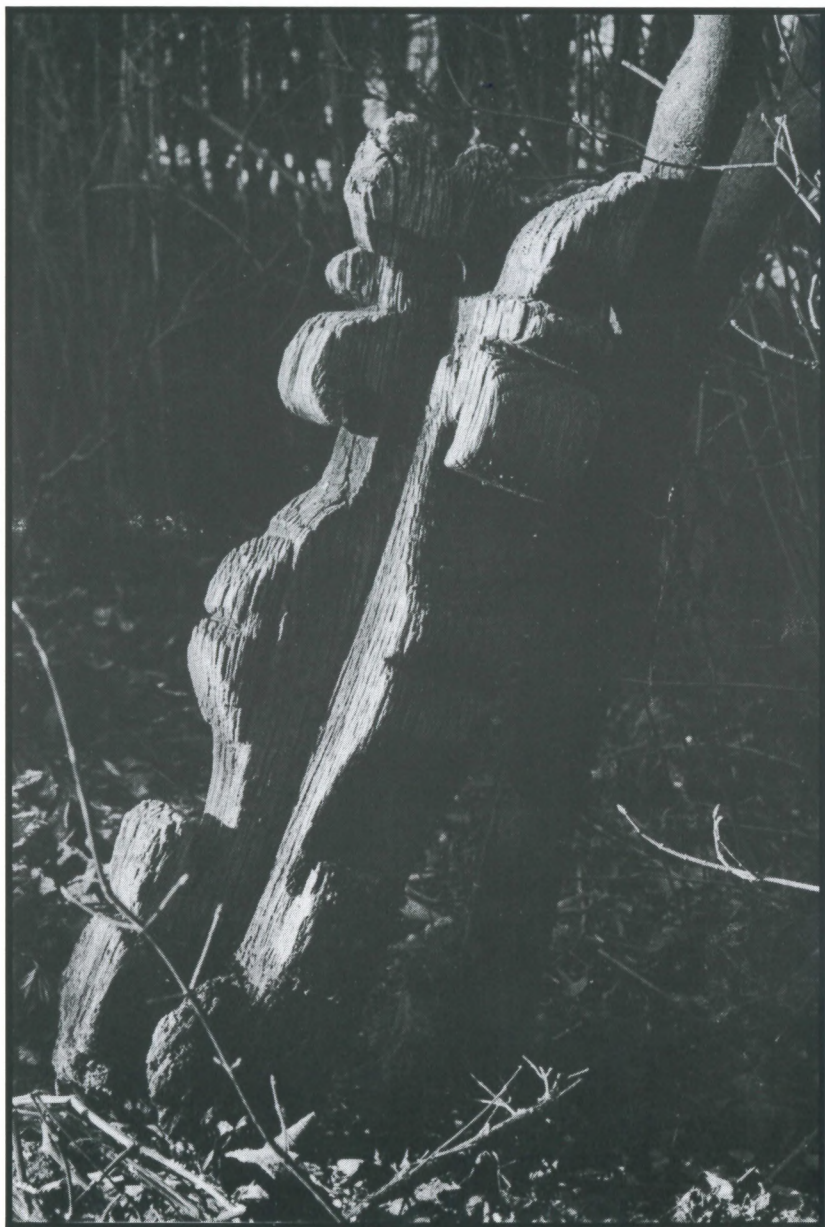
Tulpenförmiges Grabholz auf dem Grab eines reformierten Mädchens (Rudabánya, Nordungarn) 1974



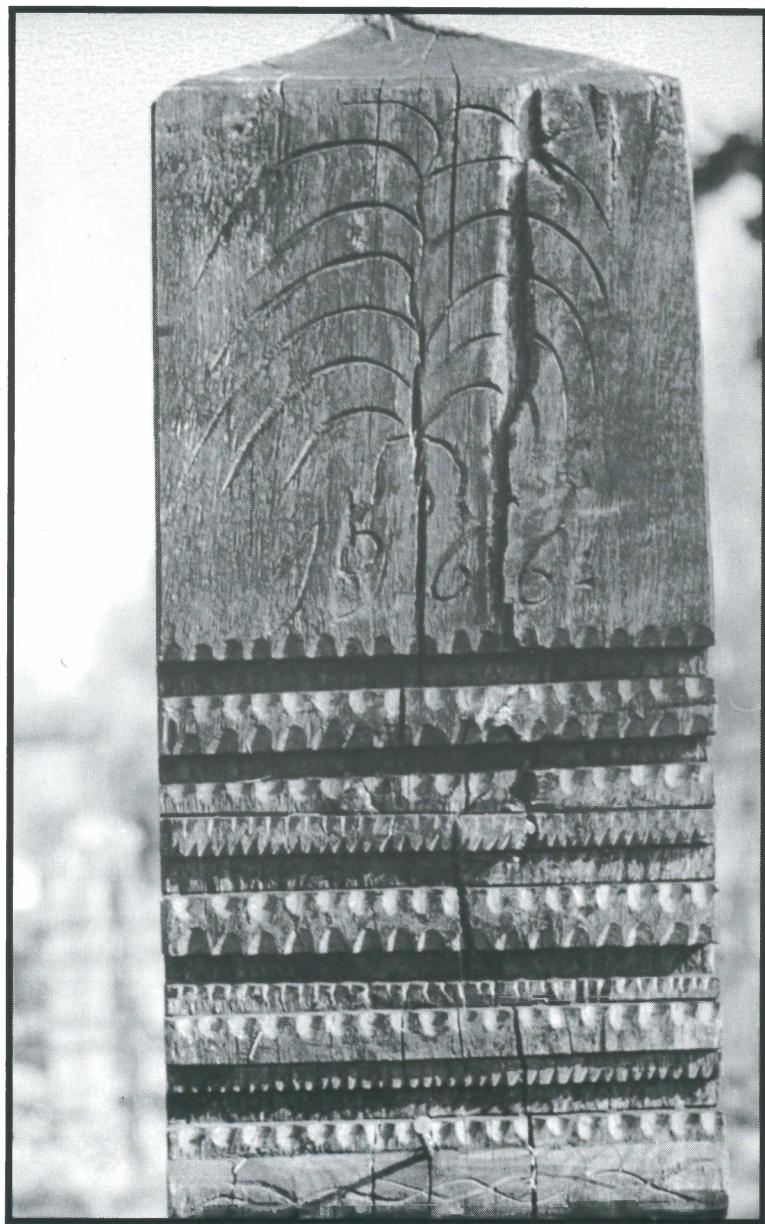
Tulpenverzierung auf dem Grabholz eines Knaben (Aggtelek, Nordungarn) 1978



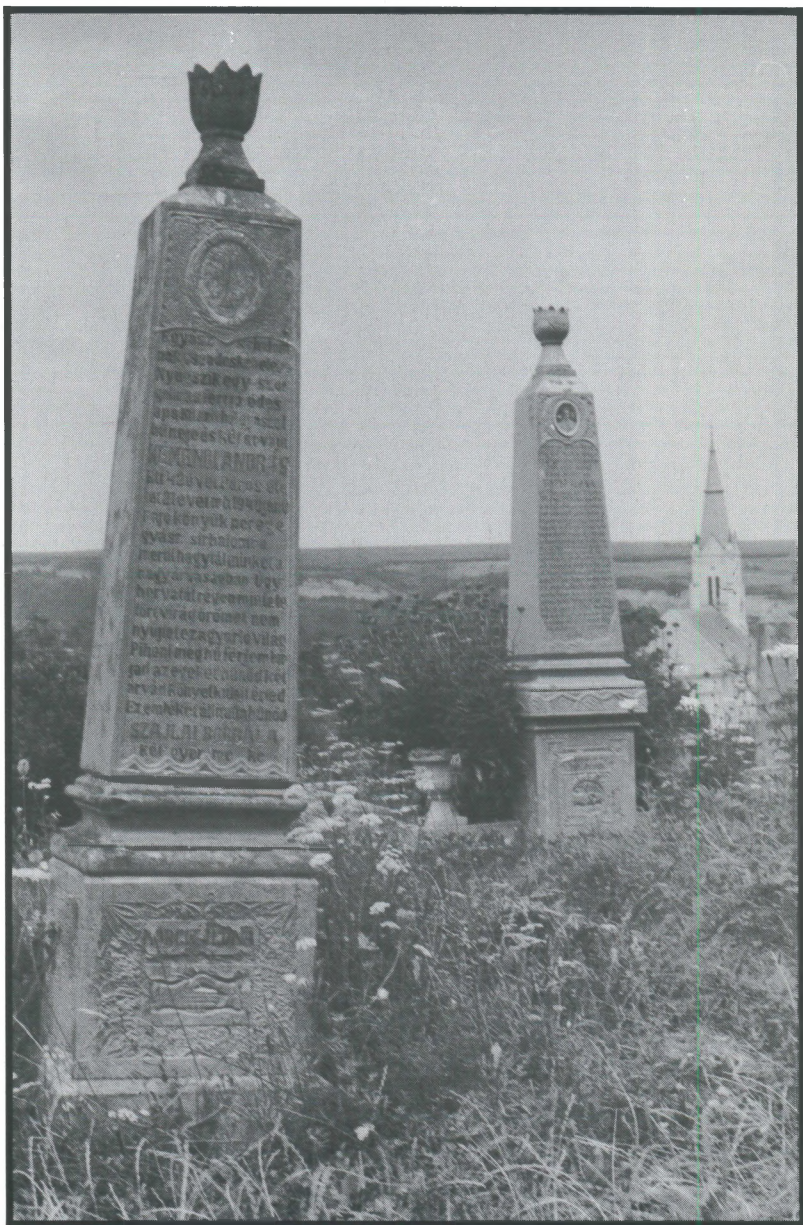
*Umzäuntes tulpenförmiges Grabholz eines reformierten Kindes (Szőlősdó, Nord-
ostungarn) 1975*



Tulpenförmiges Grabholz eines reformierten Mädchens (Rudabánya, Nordungarn)
1974



Gemeißelte Verzierung eines Grabholzes (Aggtelek, Nordungarn) 1978



Von den Bauern selbst verfertigte obeliskförmige Grabsteine (Bogács, Nordungarn)
1977



Gußeisernes Grabmal einer evangelischen Frau (Sajószöged, Ostungarn) 1982

DER AUTOR ÜBER SICH SELBST

1948 wurde ich in Budapest geboren. Die Photographie ist ein enger Bestandteil meines Berufes als Kulturanthropologe. Es steht mir jedoch fern, „Schnappschüsse“, Aufnahmen von „belauschten Situationen“ oder „Daten-Fotos“ zu machen. Ich vermeide auch die „enthüllenden“ Fotos, die den Betrachter bestürzen oder durch ihre novellistische Wirkung gefangenhalten. Ich bin bestrebt, nur das notwendigste festzuhalten, jedoch aber echte Bilder, also Augenerlebnisse anzubieten. In diesem meinem Bestreben beeindruckten mich zutiefst die Lebenswerke von Kálmán Kóris und Sándor Gönyei (Ébner) sowie die zehn Monate, die ich zusammen mit Pentti Sammalhti - Professor am Lehrstuhl für Photographie an der Hochschule für Kunstgewerbe in Helsinki verbringen konnte, wobei er mich nicht nur die Technik des Photographierens, sondern auch Geduld und Ruhe lehrte. Für Teile meiner technischen Ausrüstung bin ich Herrn János Matusz in Ózd dankbar.

Meine Photos wurden in folgenden Wochenblättern, Monatsschriften und Büchern publiziert: Alföld, du (Zürich), Fotóművészet, Honismeret, New Hungarian Quarterly, Tribus (Stuttgart), Új Tükör, Volkskunst (München), sowie A halál tükrében (Magvető Verlag, Budapest 1980), Volkskunst ungarischer Friedhöfe (Corvina Verlag, Budapest 1983).

Selbständige Ausstellungen: 1977, Jyväskylä, (Finnland); 1982, Iisalmi (Finnland).



Speerhölzer auf dem Grabe einer evangelischen Familie (Erdőfüle, Siebenbürgen)
1980



412

€ 6,50